Volksbücher
aus
alter und neuer Zeit.

37. Heft. Preis 20kr.ö.W.

Rudolf von Habsburg.



Verlag von Alb. A. Wenedikt in Wien, Lobkowitzpl

Programm.

Die Geschichte ist die große Lehrmeisterin aller Völker und Jahrhunderte, denn geschichtliche Kenntnisse vollenden erst die Bildung und veranschaulichen die hohen Zwecke, welche die Vorsehung mit dem Menschengeschlechte hat. Allein nicht blos in der Geschichte der Völker, auch in dem Leben einzelner Menschen zeigt sich das göttliche Walten, und wie sehr auch die Wege auseinandergehen, so vereinigen sich doch alle in einem Punkte, der Förderung der höchsten Interessen der Menschheit. —

Die Gefertigte beabsichtigt nämlich, durch diese Parzellen dem großen deutschen Volke in zwanglosen Bändchen, deren jedes ein abgeschlossenes Ganzes bildet, die interessantesten Momente aus der Geschichte der Völker und einzelner hervorragender Persönlichkeiten in einfacher, ungeschminkter, unparteiischer Sprache zu geben; sie hat dazu in Hinblick auf den erhabenen Wahlspruch „viribus unitis" die tüchtigsten einheimischen Kräfte gewonnen, und ihr Bestreben bei dieser Ausgabe der veredelten **„Volksbücher"** geht nicht nur dahin, die würdigste Ausbeute theils allgemein geschichtlicher, theils biographischer Darstellungen mit besonderem Augenmerk auf unser in der Geschichte so groß und herrlich dastehendes Vaterland Oesterreich zu liefern, sondern auch all das Gute auf fremden Gebieten in **Geschichte** und **Sage**, in der sich der Volksgeist so oft verkörpert hat und das Leben in allen seinen mannigfachen Beziehungen wiederspiegelt, in bündiger aber klarer Fassung mitzutheilen. Die Verlagshandlung wird dieses Unternehmen, das erste dieser Art in Oesterreich, das zugleich ein patriotisches sein wird, mit Kraft und Ausdauer durchzuführen sich auf's Sorgfältigste angelegen sein lassen.

Die neuesten Bändchen werden vorwiegend vaterländischen Inhaltes sein, und werden beginnen mit

Kaiser Josef II., Stefan Fadinger, Wallenstein, Richard Löwenherz und Leopold der Tugendhafte, Prinz Eugen, Czerny Georg und Milosch's Leben, Feldmarschall Laudon.

Türken vor Wien, Leben Rudolfs von Habsburg, Philippine Welser, Rozsa Sandor, Maria Stuart, Johanna Gray, Cook's Reisen, Meister Pilgram und der Stefansthurm,

Jungfrau von Orleans, Karl der Fünfte, Peter der Große, Napoleon I. in 3 Bändchen, König Ottokar, Samo, der Gründer des großmährischen Reiches ꝛc. ꝛc.,

Volksbücher
aus
alter und neuer Zeit.

37

Charakterzüge
aus
dem Leben
des guten und frommen Königs
Rudolf von Habsburg.

Nach den Quellen zusammengestellt
von

Ottmar F. H. Schönhuth,
Verfasser der deutschen Volks bücher.

Mit 7 ganz neuen Illustrationen.

Wien 1864.
Verlag von Albert A. Wenedikt, Lobkowitzplatz.

Druck von Alexander Eurich in Wien.

Vorwort.

Es ist ein löbliches Streben unserer Zeit, das Andenken von Männern wieder in's Leben zu rufen, die auf diese oder jene Weise in der Geschichte wichtig geworden sind. Ihr Leben und Wirken wird in Darstellungen jeder Art wieder vor uns geführt, wir lernen Manche, die uns oft nur dem Namen und einem geringen Theil ihrer Thätigkeit nach bekannt waren, nach ihrer vollen Wirksamkeit kennen, und nicht nur mit ihnen selbst werden wir vertraut, sondern auch mit der Zeit, in welcher diese Männer thätig gewesen sind. Lange waren die großen Helden des Alterthums, ein Alexander, ein Julius Cäsar, Scipio, Hannibal und Andere, die Einzigen, deren Preis in Aller Munde lebte, jetzt kennt nicht nur der Gelehrte, sondern auch der Geringste unseres Volkes die Helden deutscher Nation: voran seine glorreichen Hohenstaufer, dann die großen Männer der Reformationszeit und des dreißigjährigen Krieges bis auf Prinz Eugen, den edlen Ritter, und die Helden des siebenjährigen Krieges. Die

meisten derselben sind schon durch mehrfache Darstellungen gefeiert worden, ein Beweis, wie diese Heldengestalten unserer Vorzeit unter ihrem Volke so willkommen Aufnahme finden. Zu der Zahl Derjenigen, auf welche bisher noch weniger die Aufmerksamkeit unseres deutschen Volkes gerichtet wurde, und die eben so gerechte Ansprüche darauf machen könnten, wie die längst-Gefeierten, gehört mit allem Rechte Rudolf von Habsburg, der gute König der Deutschen, denn er war ein ritterlicher Held im vollsten Sinne des Wortes, und ein Beglücker seines Volkes, wie Wenige vor ihm. Ein kurzes aber bedeutungsvolles Urtheil hat der größte Held unseres Jahrhunderts über ihn gefällt, wenn er sprach: „Ich will der Rudolf von Habsburg meiner Familie werden.“ Napoleon kannte Viele, einen Geringen hatte er sich nicht zum Vorbild gewählt. Ein lebendiges Bild dieses guten und frommen Königs zu geben, das sein Leben und Wesen veranschaulicht, ist der Zweck vorliegender Blätter, die ich Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Rudolfs von Habsburg überschrieben habe. In diesem Titel sind die Bestandtheile angegeben, aus denen ich das Bild zusammensetzte und die Quellen, aus welchen ich die Farben dazu entlehnte. Nicht aus einer chronikartigen Zusammenstellung seiner Heldenthaten oder Verdienste um das Wohl des Reiches nehme ich meine Gemälde. — Chroniken jener Zeit, und wenn sie noch so vorzüglich sind, geben nur eine magere Darstellung dessen, was dieser oder jener wichtige Mann zu seinem Ruhme oder

zum Wohl seiner näheren und ferneren Umgebung vollführte, sie geben uns Zeit und Stunde des Geschehenen an, aber die Motive, aus welchen es geschah, bleiben uns unbekannt; die Männer, welche thätig auftreten, lernen wir höchstens in ihrem äußeren Wirken kennen, aber ihr Inneres, die Absicht, in der sie handelten, bleibt uns verborgen. So sind die meisten Chroniken-Darstellungen des Mittelalters über Rudolf von Habsburg, nur einige ausgenommen, die vorzugsweise in diesem Büchlein benützt sind. Voran steht die deutsche Reim-Chronik Ottokars von Horneck, aus der wir ein lebendiges Bild des guten Königs, wie er leibte und lebte, wie er dachte und handelte, ein Bild seines Charakters und Wesens entnehmen können, denn Ottokar sah und hörte den Helden, war Zeuge seines Scherzes und Ernstes, er schaute ihm, wir dürfen es aus seinem Buche schließen, in's Herz, und läßt auch uns durch seine Darstellung in das gute Herz des Königs und Menschen schauen. An sie schließen sich an die gleichzeitigen Annalen der Mönche von Colmar, und die Chronik Alberts von Straßburg. Auch sie geben Charakterzüge, und zwar die meisten aus seinem Leben, aber wir sehen aus der ganzen Darstellung und oft Benennung dieser Charakterzüge, wie sie dieselben nicht als integrirenden Theil seiner Geschichte, sondern als Nebensache betrachtet wissen wollen, also ganz verschieden von Ottokar von Horneck, dem sie als Hauptsache gelten, die er eher voranstellt, als in den Anhang verweist; sie bilden bei ihm gleichsam den Kitt,

der das aus vielen Theilen Bestehende zu einem schönen Ganzen verbindet. Somit sind die Hauptquellen angegeben, aus denen ich meine Farben zu dem Bilde entnehme, das vor Augen treten soll.

Noch bleibt mir übrig eine Erklärung über Dasjenige zu geben, was ich in vorliegenden Blättern liefern will. Wie der Titel zeigt, sind es nur „Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben König Rudolfs von Habsburg", also keine Biographie oder Darstellung seines Lebens und Wirkens.

Ueber den Werth solcher Anekdoten ist man längst einverstanden, und daher hat man in neuerer Zeit mit so vielem Eifer Anekdoten aus dem Leben wichtiger Männer gesammelt. Eine einzige Anekdote kann uns den Charakter eines Mannes treffender bezeichnen, als eine lange Darstellung seines Wirkens und Handelns — ein einziger Spruch aus seinem Munde, im Ernst oder Scherz geredet, läßt uns deutlicher den Geist erkennen und tiefer in's Herz schauen, als lange Erörterungen über seinen Geist und seine Herzensgesinnung. Aber solche Anekdoten charakterisiren nicht nur den Mann in seiner Größe, sondern sie stellen ihn uns auch näher. Wenn wir die Thaten großer Männer lesen, so erfüllen sie uns mit Staunen; wir blicken ehrfurchtsvoll hinauf zu ihrem Bilde, und sie gelten uns als höher stehende, von uns ganz verschiedene Wesen. Wie ganz anders zeigt sie uns die Anekdote: sie lassen sich darin zu uns nieder,

sie werden uns darin gleichgestellt, denn wir sehen sie in einem Thun und Treiben, das auch mit dem unsern Aehnlichkeit hat; wir sehen sie nicht mehr als Kaiser und Könige, als gewaltige Helden und Ritter, sondern als gewöhnliche Menschen. Durch die Anekdoten werden wir eingeführt in ihr tägliches Leben, wir sehen sie, entkleidet von dem Nimbus der Herrlichkeit, welche die Geschichte ihnen angelegt, sehen einen Karl den Großen die Geschäfte des Hauses unter seine Töchter vertheilen, wie er zuvor ganze Provinzen seinen Grafen überträgt. — Die Anekdote ergänzt, wo die eigentliche Geschichte Lücken läßt; sie gibt Fleisch und Blut, wo die Chronik nur das leere Gerippe hinstellt. Es kann nie ein klares und vollständiges Bild vom Wesen und Wirken eines Mannes gegeben werden, wo nicht die ersten Materialien zu einer Darstellung — Anekdoten — vorliegen. Solche haben wir in Menge von König Rudolf von Habsburg, und deren mehr, als von irgend einem König oder Kaiser vor ihm. Wir geben diese in erster Abtheilung wörtlich, wie wir sie in meist gleichzeitigen Chroniken vorgefunden — aber auch etwelche in gebundener Rede. So manche haben in neuerer Zeit an vaterländischen Dichtern so treffliche Bearbeiter gefunden, daß es unrecht wäre, ihrer nur zu gedenken; nein, es ist billig, zumal, da manche derselben nicht einmal in den Händen Aller sich befinden, daß sie hier ihre Stelle erhalten. Wer die Anekdoten in der Darstellung des Chronikenschreibers mit Vergnügen gelesen, wird einige davon nicht mit Unwillen

noch einmal im Gewande der Poesie vernehmen, da ja diese dem Alten immer wieder neuen Reiz zu geben weiß.

So möge nun dieses kleine Anekdoten-Büchlein von Rudolf von Habsburg einer freundlichen Aufnahme sich erfreuen in dem Lande und bei dem Volke, da der Name Rudolf eine neue wichtige Bedeutung gewonnen; denn der erlauchte Sprößling des erhabenen Kaiserhauses trägt diesen schönen Namen, und Land und Volk hat damit eine sichere Bürgschaft, daß nach einer segensreichen Regierung des so liebevoll und edelgesinnten **Franz Josef** abermals ein **Rudolf** aus **Habsburgs** Stamm den Seinen Allen ohne Unterschied einst ein Beglücker sein werde.

Der Verfasser.

Graf Rudolf von Habsburg in der Regensberger Fehde.



Am ersten Mai im Jahre 1218 wurde Rudolf von Habsburg auf dem Schlosse Limburg am Rhein,

im Elsaß, dem Wohnsitz seines Vaters, geboren. Seine Eltern waren Graf Albrecht der Weise von Habsburg, und Heilwig, geborne Gräfin von Kyburg, eine Schwester des mächtigen Grafen Hartmann des Alten von Kyburg und Landgrafen im Thurgau.

Letztere Verwandtschaft wurde für den jugendlichen und kriegsfreudigen Grafen bald die Veranlassung zu dauernden Fehden.. Als nämlich Graf Hartmann der Alte im Jahre 1264 ohne Erben starb, nahm Rudolf von Habsburg die Grafschaft Kyburg in Besitz, die ihm der Oheim noch bei seinen Lebzeiten zugesichert hatte. Das sahen ungern so manche Andere der Landesherren, die gleichfalls mit dem Grafen von Kyburg verwandt waren. Der mächtigste war Herr Lütold von Regensberg, dessen zahlreiche Burgen im Gebiet der Stadt Zürich lagen.

Um diese Zeit sandten die von Zürich zu dem gewaltigen Landesherrn, und baten, daß er sie in Schutz und Schirm aufnehme, gegen ein ansehnliches Schirmgeld und Gegendienst.

Stolz antwortete der Freiherr: „Ich bedarf weder Eures Geldes, noch Eures Dienstes; wollt Ihr mich aber zu Euerem Herrn annehmen und mir schwören, so will ich Euch gnädig regieren. Seid Ihr nicht von meinen Herrschaften und Burgen, wie Fische vom Garn umgeben?“

Die Züricher verstanden, was Lütold von Regensberg mit seinem Bescheid besagen wollte. Darum wandten sie sich mit ihrer Bitte an den Grafen Rudolf von Habsburg, der wegen seiner Tapferkeit und Freundlichkeit überall bekannt war. Dieser hörte sie freundlich an, und empfing alsbald von ihnen Eid und Schwur.

Das mochte dem Freiherrn von Regensberg eine weitere Ursache zum Neid, aber auch zur Besorgniß werden. Darum trat er jetzt im Stillen zusammen mit Solchen, die gleichfalls dem Grafen gehässig waren, und nur eine Veranlassung suchten, um loszubrechen.

Es waren Rudolf's Vettern, die Grafen von Laufenberg, die Grafen von Toggenburg, von Aarberg, die von Eschenbach, Wart und Palm und viele Andere. Im Verein mit diesen begann er die Fehde, die sich zuerst gegen Zürich richtete, das ihn zum Schirmherrn erbeten und doch den Grafen von Habsburg vorgezogen hatte. Er zündete die Vorstadt Zürichs an und trieb Beute weg. Sogleich erhielt Graf Rudolf Kunde; er saß mit den Mannen aus seinen Herrschaften auf und zog in die Thore Zürichs ein.

Jetzt begann die Fehde von Seiten der Stadt und ihres Schirmherrn, und Rudolf's Unternehmungen im Felde waren meistens glücklich. Einmal aber hätte es ihm beinahe fehlen können, wenn nicht fremde Hilfe ihm zu Theil geworden wäre.

In einem Kampfe, so erzählt wörtlich Johann von Winterthur, in dem Rudolf Sieger geblieben war, fiel er vom Pferde, denn er war schwer verwundet. Schon glaubten die Feinde, als er auf der Erde ausgestreckt lag, er wäre todt. Die Troßbuben, welche nach ihrer Gewohnheit der Beute nachgingen, zogen ihm seine Waffen und Kleider ab und ließen ihn auf dem Kampfplatz liegen.

Rudolf aber hatte sich nur todt gestellt, und erwartete die Gelegenheit, wo er von diesem vermeintlichen Tode wieder auferstehen und sein Leben retten könnte.

Das ersah ein Bürger von Zürich, Namens Müller — Johann von Winterthur kannte ihn persönlich — der

war ein starker und großer Mann, kräftig mit der Faust. Dieser vertheidigte den Grafen und stellte sich



vor ihn hin als ein Schild. Er richtete den Daliegenden kräftig vom Boden auf und setzte ihn auf sein Pferd. Der Gerettete durchbrach sofort die Reihen der Feinde und brachte ihnen noch eine bedeutende Niederlage bei.

Diese Wohlthat vergaß Graf Rudolf in seinem Leben nimmer, auch nicht, als er zum König gewählt worden war. Denn als er nach diesen Zeiten einmal zu Mainz sich aufhielt und unter seinen Kriegsobersten saß, kam der genannte Müller vor ihn.

Mit heiterem und freudigem Blicke stand Rudolf auf, empfing ihn freundlich, und bewies ihm ausgezeichnete Ehre und Freundschaft. Als man ihn nachher fragte, warum er vor einem so gemeinen Mann, der doch in gar keiner Würde stehe, so ehrerbietig und herab-

lassend aufgestanden wäre, so sprach er: „Weil er mich in einem Streite, da ich noch Graf gewesen, während ich in die Hände der Feinde gerathen war, aus diesen herausriß und auf sein Pferd setzte. Durch ihn bin ich dem Tode entronnen und habe meine Feinde noch kräftig geklopft, darum muß ich ihn immerdar verehren, da er mir mit Gottes Hilfe das Leben gerettet hat.“ So weit der Bericht Johann's von Winterthur.

Wir fügen noch eine andere Anekdote bei, welche sich an die Person des Müllers knüpft und von Albert von Straßburg berichtet wird.

Ehe sich die Regensberger Fehde ereignete, war eben dieser Jakob Müller ein abgesagter Feind (inimicus capitalis) des Grafen. Diesem begegnete er einmal auf dem Wege, und da er auf keine Weise mehr den Händen des Grafen entrinnen konnte, so nahm er zu einer List seine Zuflucht. Sogleich sprang er vom Pferde, warf sein Schwert auf den Boden, zog seine Hosen aus, und setzte sich auf die Straße, als ob er seine Nothdurft verrichten wollte.

Der Graf und seine Reisigen kamen herbei, sie zogen voll Heftigkeit die Schwerter und wollten den Dasitzenden niederhauen. Da streckte Jakob seine Hände zu dem Grafen aus und sprach: „Es schickt sich nicht für Euch, als einen gebietenden und ehrbaren Herrn, einen Mann, während er seine Nothdurft verrichtet, niederzuhauen; gebt mir Frieden so lange, bis ich meine Hosen wieder angezogen.“

Der Graf erwiederte: „Es soll sein!“

Da sprach Jakob Müller: „So sollen meine Hosen nie mehr an meinen Hintern kommen!“

Als der Graf dies hörte, ward er voll Aerger, aber er ließ von ihm. Nachher wurde Müller sein vertrauter Dienstmann (servitor specialis).

Wir kehren zu der Regensberger Fehde zurück.

Als Lütold von Regensberg und seine Genossen im offenen Felde nichts gegen Zürich und seinen Schirmherrn ausrichteten, so wandten sie sich gegen die Person des Grafen und suchten seiner habhaft zu werden, um auf solche Weise die Fehde mit der Stadt durch einen Schlag zu enden und ihrem alten Haß gegen den Grafen Luft zu machen.

Als der Herr von Regensberg durch Kundschafter erfuhr, daß Rudolf von Habsburg auf dem Wege von Kyburg nach der Stadt sich befinde, — Burg und Stadt sind nur wenige Stunden von einander entfernt, — so schickte er seine Leute aus, um ihn auf der Straße niederzuwerfen. Aber sein unritterliches Vorhaben wurde durch einen wunderbaren Zufall vereitelt.

Ehe es ausgeführt werden sollte, war noch der Freiherr mit seinen Genossen auf Regensberg zusammen. Man zechte und war schon zum voraus guter Dinge, als ob das Schelmenstück gelingen müßte. Vom Weine glühend, schwangen die Versammelten ihre Becher und riefen: „Diesesmal soll der lumpige Graf unsern Händen nicht entrinnen, denn jetzt wollen wir ihm, wie wir Alle bei einander sind, seine lange Nase in Stücken zerhauen."

Das hörte der gerade anwesende Hofnarr des Freiherrn und er verwunderte sich, wie sich wegen der Nase eines Mannes so Viele verschwuren. Seine Neugierde trieb ihn, diese merkwürdige Nase zu sehen. So schnell als möglich lief er auf die Kyburg; man ließ den Narren als Einen, der nichts schaden mochte, ein, und führte ihn vor den Grafen. Als der Narr vor ihm stand, betrachtete er lange den Herrn vom Kopf bis zu Füßen; „ei," sprach er endlich, „Du hast doch keine so lange Nase, daß man so viel Volks nöthig hätte, um

sie in Stücken zu hauen — ich hätte allein Kraft und Lust, sie Dir so zu zerdreschen, daß man bald nichts mehr davon sehen müßte."

Die Worte des Narren machten den Grafen aufmerksam, er forschte bei demselben weiter nach und hatte bald das Geheimniß inne. Sogleich versammelte er seine Mannen, ging dem Freiherrn und seinen Laurern zu Leibe und brachte ihnen, da sie nicht darauf gefaßt waren, eine bedeutende Schlappe bei.

Von nun zog sich die Fehde in die Länge; es fielen häufige Scharmützel vor, in denen manche von des Grafen Mannen ihren Tod fanden, und man kam keinen Schritt weiter, denn die Feinde hatten sich in ihre festen Schlösser zurückgezogen, die man nun fortwährend zu belagern hatte.

Die Burg Uzenberg war die erste, gegen die der Graf seine Macht richtete. Diese versperrte den aus der Lombardei kommenden Handelsleuten die Straße, und von ihr herab war von den Grafen von Toggenburg mancher Raub an denselben begangen worden.

Diesem Unfug hatte Graf Rudolf längst mit Erbitterung zugesehen, also führte ihn diesmal schon alter Haß gegen die Burg der mit seinem Feinde auf Regensberg verbündeten Grafen.

Rudolf lag lange vor der Burg ohne Erfolg, denn die Grafen vertheidigten sich ritterlich.

Als sich die Burg sieben Wochen gehalten hatte, gingen die Lebensmittel aus. Doch wurden die Belagerer dies lange nicht inne, denn einer aus der Burg warf zum Hohn lebendige Fische herunter. Das aber gerade wurde den Belagerten zum Verderben.

Die vor der Burg forschten genauer, und es fand sich hinter dem Gesträuche des Felsens ein verborgener Pfad, der hinab an das Wasser führte.

Die Burg wurde erstürmt und die Grafen zogen mit den Ihrigen aus derselben. Rudolf ließ die Burg niederreißen und zog weiter. — Diesmal galt es der Burg Baldern am Albis, die dem von Regensberg gehörte. Auch diese machte ihm viel zu schaffen und er nahm endlich zu einer List Zuflucht, um derselben habhaft zu werden. Er ließ 30 Reiter aufsitzen und gegen die Burg anrennen, eben so viel Fußvolk versteckte er als Hinterhalt in den Gesträuchen, die um die Burg wuchsen.

Als die Reiter, wie ihnen befohlen war, anritten, drohend die Schwerter schwangen, und die Feinde mit Worten und Geberden zum Kampf herausforderten, so machten die Burgleute einen Ausfall, unbekannt mit dem Hinterhalt, und verfolgten die Reiter des Grafen, die sich flüchtig stellten. Nachdem die aus der Burg ferne genug von derselben waren, brach der Hinterhalt aus den Gebüschen hervor, fiel den Feinden in den Rücken, schnitt sie von der Burg ab, und bemeisterte sich der leer stehenden. Jetzt kehrten auch die Reiter von ihrer verstellten Flucht um; so von vorne und hinten angegriffen, wurden die meisten der Burgleute gefangen oder niedergehauen.

Uetliberg, die Burg des Regensbergers, welche im Angesicht der Stadt Zürich lag, und vor allen andern für dieselbe lästig geworden war, eroberte er durch eine andere List. Der Freiherr von Regensberg unterhielt auf derselben zwölf Schimmel und zwölf weiße Hunde, die zur Jagd bestimmt waren. Graf Rudolf verschaffte sich eben so viele Schimmel und Hunde und verbarg sie in einer gelegenen Nacht nicht ferne von der Burg. Zugleich stellte er eine Schaar berittener Züricher in der Nähe auf, mit der Weisung, sich, sobald er ein Zeichen gebe, anzustellen, als ob sie einen Feind verfolgten.

Mit Anbruch des Tages zogen die Burgleute vom Uetliberg aus und saßen nach ihrer Gewohnheit auf den Pferden, theils um Futter zu suchen, theils um Beute zu machen. Als der Habsburger merkte, daß die aus der Burg mit ihren Pferden ausgezogen waren, so wartete er die Zeit ab, wo sie nach der Burg zurück zu kehren pflegten. Das geschah um die Abendzeit. Jetzt gab er ein Zeichen; die versteckten Reiter kamen mit ihren weißen Pferden und Hunden aus dem Hinterhalt hervor; zu gleicher Zeit sprengten die berittenen Züricher auf sie an — die mit den Schimmeln und Hunden stellten sich flüchtig und wandten sich der Burg zu. Da vermeinten die in der Burg nichts anderes, als daß die Verfolgten ihre eigenen vom Streifzug heimkehrenden Leute wären; sie ließen schnell die Brücke nieder und nahmen sie in ihre Burg auf, um sie vor den Verfolgern zu schirmen. So waren die Züricher in der Burg, die sie leichten Kaufes gewonnen und von Grund aus zerstörten.

Noch war Städtchen und Burg Glanzenberg, das unterhalb der Stadt Zürich an der Limmat lag und denen von Regensberg gehörte, übrig.

Rudolf rüstete zwei Schiffe aus, unter dem Schein, als ob es Handelsschiffe werden sollten, aber diese wurden mit Kriegern angefüllt. Diese ließ er den Fluß hinab fahren, der Stadt Basel zu. Er selbst stellte sich in einem Eichenwald über der Stadt auf und erwartete, was geschehen würde. Bald fuhren die Schiffe an Glanzenberg vorüber. Als die aus der Stadt sie sahen, so schossen sie mit Schleudern und Wurfspeeren auf die Schiffe. Jetzt erhoben die Ruderer auf einmal ein Geschrei und Geheul, nicht sowohl wegen des Schadens, der ihnen von der Stadt aus geschah, als vielmehr wegen der Gefahr des Schiffbruchs, in die sie so eben gekommen

wären. Sie stellten sich, als ob sie in dieser Lebensgefahr bei den Bewohnern der Stadt sich retten möchten und trieben ihre Schiffe an das Ufer. Das war denen von Glanzenberg eine willkommene Sache — sie liefen Alle aus der Stadt, Einer immer schneller als der Andere, und fielen über die so leicht gewonnene Beute her. Derweilen aber eilte der Graf von Habsburg aus seinem Versteck herbei und zogen ohne Schwertstreich in die Stadt ein, die von Alt und Jung verlassen worden war. Sie wurde angezündet, die Glocken aber und viel Anderes zum Andenken nach Zürich gebracht. So hatte der Freiherr nach und nach alle seine festen Orte, worauf er noch Hoffnung setzte, durch Rudolf von Habsburg und die Züricher verloren.

Die langwierige Fehde nahm ein Ende, und wer sich am meisten dabei verblutet hatte, das war der Freiherr von Regensberg. Zuvor mächtig, war er jetzt tief herabgekommen, denn während er kriegte, hatte er sich in Schulden gestürzt und Herrschaften verpfändet. „Zuletzt" — sagt der gemüthliche Johannes Stumpf in seiner Schweizer-Chronik — „ergab sich der von Regensberg an die Züricher, nahm Leibgeding von ihnen, und deren Hauptmann er nicht wollte sein mit Ehren, deren Pfründner ward er mit Spott. Er starb bei ihnen und ward bei den Barfüßern begraben. Aber Graf Rudolf von Habsburg nahm zu an Macht und Ehren, und ward seitdem eine Freundschaft zwischen ihm und der Stadt Zürich, die nimmer erloschen."

Der reiche Vetter.

Auch Rudolf hatte nicht immer vollauf bei all seinen glücklichen Unternehmungen, sondern blieb der geldarme Graf, der sich da und dort Geldquellen eröffnen

mußte. Einmal kam er an den Rechten, es war der Bischof Heinrich von Basel, sein Vetter. Rudolf hatte die Stadt Breisach inne; dawider war der Bischof, er sprach die Stadt an als ein Erbe. Der Graf sprach: wollt Ihr mir tausend Mark Silber geben, so tret ich Euch Stadt und Burg ab. Der Bischof gab ihm neunhundert. Bald darauf kam der Graf wieder und forderte Geld. Da sprach der Bischof: Vetter, ich will Dir hundert Mark geben, aber laß mich jetzt in Ruhe. Ein Jahr geschah dies. Aber im zweiten kam der Graf wieder um Geld, und erhielt hundert Mark. Wieder ein Jahr Ruhe; dann kam er zum drittenmal und forderte 200 Mark, die er nöthig brauche, denn er hatte viele Schulden. Da sprach der Bischof: Vetter, ich besorge, Du machst mich sofort zu Deinem Münzmeister. Lieber, setzt ein anderer Berichterstatter hinzu, will ich mein Geld mit Dir verkriegen. Damit war der Graf einverstanden, von nun an wechselten sie mit einander andere Münzen, und das Wechslergeschäft nahm lange kein Ende, denn sie kriegten beide meistens mit gleichem Glück.

Der Graf und der Abt von St. Gallen.

Wie das Erbe von Kyburg für den Grafen von Habsburg viel zur Fehde mit dem von Regensberg und seinen Genossen Veranlassung geworden war, so störte es auch das Verhältniß zwischen ihm und dem Abt von St. Gallen, Berthold von Falkenstein, aber Rudolf's Biederkeit machte dem Streit ein Ende, ehe er noch recht begonnen. Wir hören darüber den ältesten deutschen Chronisten, Christian Kuchimeister von St. Gallen, in seiner gemüthlichen Sprache. „Nun war da bei den Zeiten, daß Graf Hartmann von Kyburg begann alten, und auch

alt was, und hatte der ein Burg liegen ob Winterthur an der Stadt, zwischen dem heiligen Berg und zwischen der Stadt. Nun fuhren die Burger von Winterthur zu, und brachen die Burg; das beschwert ihn fast, und sandt nach Graf Rudolf von Habsburg, der seiner Schwester Sohn war, und fuhr an den Landtag, und lieh demselben Graf Rudolf zu rechtem Lehen alles das Gut, das er hat, als da ertheilt war. Darnach kürzlich starb der von Kyburg. Nun mußten die von Winterthur Graf Rudolfen große Bessrung thun um die Burg, daß sie die zerbrochen hatten. Nun waren etliche Güter von dem Gotteshaus Lehen, die der von Kyburg ließ, und unser Abt die ansprach, die wollt ihm der Graf nicht lassen. Also richt sich unser Herr der Graf, daß er mit dem Grafen wollt haben gekriegt um dieselben Güter, und legte groß Köſten gen Wyl. Und da unser Abt sich gericht gen dem Urlug (Fehde) und zu Wyl war, da eines Abends, da der Abt zu Tische saß, da kam derselbe Graf geritten gen Wyl an das Thor, und kam einer und sprach: Herr, der von Habsburg ist an dem Thor, soll ich ihn einlassen? und da der Graf erst absaß, dann ging er zum Abt. Also empfing ihn der Abt gütlich als billig war, und sprach der von Habsburg: Herr von St. Gallen, wir hatten einen Stoß, darum bin ich herkommen; was ihr durch Recht haben sollt, daß ich euch das gern lassen will. Also ward gedinget, daß er dem Grafen zehn Mark Goldes ließ, darum daß er des Gotteshaus Mann hieß, und lobt auch der Graf kein Gut zu nehmen, noch zu stehlen, das des Gotteshaus wär. Also wurden sie lieblich mit einander gericht. Der Graf und der Abt wurden von Stund an Freunde und Bundesgenossen.

Den Bericht Kuchimeisters von St. Gallen ergänzt Albert von Straßburg, indem er erzählt, daß Rudolf von

Habsburg, ehe er diesen Schritt that, um sich mit dem Abt zu versöhnen, das kluge Wort zu den Seinigen sprach: „Wer drei Fehden hat, bringe, wenn er kann, zwei zuvor in Ordnung, das ist mein Rath.“ Der Graf lag damals noch mit dem Grafen von Toggenburg und dem Bischof von Basel, Heinrich von Welschneuenburg, in Fehde.

Rudolf's Frömmigkeit.

In dieselbe Zeit fällt nach Aegidius Tschudi des Grafen fromme Handlung gegen den Priester mit dem Sakramente.

Der Zeit ritt Graf Rudolf von Habsburg auf's Weidwerk gen Beitzen und Jagen, und wie er in ein Au kam allein mit seinem Pferd, hört er eine Schelle klingen; er ritt dem Getön nach durch das Gestüd, zu erfahren, was das wär. Da fand er einen Priester mit dem hochwürdigen Sakrament, und seinen Meßner, der ihm das Glöckli vortrug; da stieg Graf Rudolf von seinem Pferd, kniete nieder und thät dem heiligen Sakrament Reverenz. Nun war es an einem Wässerlein, und stellte der Priester das heilige Sakrament neben sich, fing an seine Schuhe abzuziehen, und wollt durch den Bach, der groß aufgegangen, waten, denn der Steg durch Wachsung des Wassers verrunnen war. Der Graf fragt den Priester, wo er hinaus wollt. Der Priester antwortete: „Ich trag das heilige Sakrament zu einem Siechen, der in großer Krankheit liegt, und so ich an dies Wasser kommen, ist der Steg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranke nicht verkürzt wird.“ Da hieß der Graf den Priester mit dem hochwürdigen Sakrament auf sein Pferd sitzen, und damit bis zum Kranken fahren, und sein Sach ausrichten, damit der Kranke nicht versäumet werde. Bald kam der Diener

einer zum Grafen, auf das Pferd saß er und fuhr dem Weidwerk nach. Da nun der Priester wieder heim kam,



bracht er selbst Graf Rudolfen das Pferd wieder, mit großer Danksagung der Gnaden und Tugend, so er ihm erzeigt. Da sprach Graf Rudolf: das woll Gott nimmer, daß ich oder einer meiner Diener mit Wissen das Pferd überschritte, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Denkt Euch, das Ihr's mit Gott und Recht nicht haben möget, so ordnet Ihr es zum Gottesdienst, denn ich hab's dem gegeben, von dem ich Seel, Leib, Ehr und Gut zum Lehen hab.

Der Priester sprach: „Herr, nun wolle Gott Ehre und Würdigkeit hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit an Euch legen!“

Am folgenden Morgen ritt Rudolf in ein Kloster, dort sagte ihm die Klosterfrau: „Das wird der allmächtige Gott Euch und Euern Nachkommen hinwieder begaben, und sollet fürwahr wissen, daß Ihr und Euere Nachkommen in höchste zeitliche Ehre kommen werdet.“

Der Priester wurde Kaplan des churfürstlichen Erzbischofes von Mainz, und hat ihm und andern Herren von solcher Tugend, auch von der Mannheit des Grafen so oft angezeigt, daß sein Nam im ganzen Reich ruhmwürdig und bekannt ward, daß er hernach zum römischen König gewählt ward.

An diese Prophezeihung schließt sich passend als Hindeutung auf Rudolfs künftige Würde ein Traum an.

Um die Zeit, da die Churfürsten damit umgingen, dem Reich ein neues Oberhaupt zu geben, hatte ein Freiherr von Klingen ob der Stadt Stein, am Ausfluß des Rheines aus dem Bodensee, ein Mann von Ansehen und Reichthum, dabei seinen Oberherrn ergeben, einen Traum. Es träumte ihm, als sähe er die Fürsten und Wähler des Reichs bei einander versammelt. Sie sprachen: „Welcher unter uns diese Krone (die vor ihnen lag) in die Höhe heben kann, der soll von Allen für einen König erkannt werden.“

Einer nach dem Andern versuchte es, aber Keiner konnte sie in die Höhe heben. Endlich trat auch Graf Rudolf von Habsburg hinzu, kräftig hob er die Krone in die Höhe und setzte sie auf sein Haupt. Durch die Folgezeit fand das Traumgesicht seine Erfüllung.

Wohl um dieselbe Zeit, da Rudolf von Habsburg sich so ehrerbietig gegen einen Diener Gottes erwiesen,

der den Frohnleichnam getragen, da hat er sich auch freundlich gegen einen andern Priester erzeigt.

Eines Tages kam der Graf in die Gegend von Todtmoos, in der Herrschaft Hauenstein, die schon seit alten Zeiten eine Besitzung des Habsburgischen Hauses gewesen. Da trat der Pfarrer von Rickenbach vor ihn, und erzählte, wie er vor einiger Zeit seine Pfarre verlassen und auf dem Schönbühl in Todtmoos der Jungfrau Maria zu Ehren eine Kapelle erbaut habe, um dem armen Volk, welches in dieser abgelegenen Wildniß von allem geistlichen Trost verlassen sei, eine Zuflucht zu gewähren; allein die Kargheit des Bodens würde ihn nöthigen, den Ort wieder zu verlassen, wenn ihm der Graf nicht ein kleines Einkommen vermache.

Rudolf kannte den Pfarrer von früher her und sagte zu ihm: „Wahrlich, wenn ich auch nicht um der heiligen Jungfrau willen Etwas für die Kirche in Todtmoos thun wollte, so würde ich es dennoch um Euretwillen thun, denn es ist mir wohl noch im Gedächtniß, wie Ihr uns von Euerem Brote mitgetheilt habet, wenn ich mit meinen Jagdgesellen bei Euch einsprach.“ Er schenkte nun dem guten Manne wirklich so viel jährliches Einkommen, daß derselbe in Todtmoos eine eigene Pfarrei errichten konnte.

Die Kostverächter.

Als der Graf einmal zu Ensisheim seine Reisigen versammelte, um eine Unternehmung zu machen, ließ er ihnen Brot aus Weizen und sehr rauhen Wein verabreichen. Einige von ihnen kauften weißes Brot und guten Wein, und stellten es auf dem Tisch des Grafen auf, aber nur für sich. Nach aufgehobener Tafel gab

Rudolf diesen im Stillen den Abschied, sprechend: „Er könne sie nicht brauchen." Als diese nun fragten: warum er ihnen schon jetzt den Abschied gebe, so antwortete der Graf: „Darum, weil Ihr nicht mit dem zufrieden seid, womit sich Bessere begnügen."

Der Graf und der Gelehrte.

Als Graf Rudolf in der Zeit seiner Fehde mit der Stadt und dem Bischof von Basel im Lager saß, kam ein Straßburger Gelehrter und überreichte ihm ein Buch, in welchem die Kriege der Römer mit den Deutschen und die Eigenschaften eines Kriegsfürsten beschrieben waren.



Rudolf blätterte in dem Buche, das der Gelehrte ihm zugeeignet hatte, und ließ ihm diese Gabe so wohlgefallen, daß er seine goldene Kette, die er unter dem Kleid und Rüstung zu tragen pflegte, abzog und sammt einem Goldstück dem Verfasser des Buches zum Geschenk überreichte. Burggraf Friedrich von Nürnberg, der dabei stand, äußerte darüber seinen Unwillen, indem er bemerkte, daß man zur Bezahlung des Kriegsvolkes noch viel Geldes benöthiget sei, auch nicht wissen könne, wie dieser Krieg ablaufen möchte.

„Mein!“ gab der Graf zur Antwort, „laß Dir's wohlgefallen, daß auch gelehrte Leute unser Thun loben, und dadurch uns zum Krieg noch muthiger machen. Und wollte Gott, daß ich nur mehr Zeit zum Lesen erübrigen und etliche Unkosten, die ich auf manchen untüchtigen Kriegsmann wagen muß, auf gelehrte Leute verwenden könnte.“

Dienst und Gegendienst.

Als Werner von Falkenstein zum Erzbischof von Mainz erwählt wurde, und den Weg nach Rom machen wollte, um sich bestätigen zu lassen, schrieb er durch einen Vertrauten dem Grafen von Habsburg, er möchte ihm das Geleit geben.

Freundlich willfahrte der Graf, er begleitete den Erzbischof von Straßburg bis an die Alpen, und als er bestätiget war, wieder auf dem Heimweg. Indem er dem Grafen dankte, äußerte er den Wunsch, er möchte nicht sterben, bevor er nicht diesen so wichtigen Dienst durch einen Gegendienst ihm erwiedert hätte.

Was der Erzbischof gesprochen, war kein leeres Wort. Er war es, der später die Fürsten des Reiches

veranlaßte, bei der Stadt Frankfurt sich zu versammeln, um einen König zu wählen.

Um diese Zeit geschah es, daß die Ritter vom Sittich zu Basel die Ritter vom Stern aus der Stadt trieben. Deshalb versammelte der Graf von Habsburg seine Vasallen und belagerte mit den Rittern vom Stern und ihren Anhängern die Stadt Basel von der Seite, da die Kapelle von Binningen liegt.

Als aber die bei Frankfurt versammelten Fürsten darüber sich besprachen, welcher Mann wohl für ein Oberhaupt des ledig stehenden Reiches tauglich wäre, da empfahl der von Mainz den ritterlichen Sinn und die Weisheit des Grafen Rudolf von Habsburg, und als viele andere Männer von Macht und Ansehen genannt wurden, erklärte er: Weisheit und Rittersinn sei dem Reichthum und der Macht vorzuziehen; er sprach mit Eifer für Rudolf von Habsburg und brachte auch die Erzbischöfe von Köln und Trier dazu.

Aber der Herzog von Baiern, eben derjenige, welcher seine erlauchte Gemahlin wegen eines falschen Verdachtes des Ehebruches hatte enthaupten lassen, rief den anwesenden Burggrafen von Nürnberg, der Rudolfs Schwager war, bei Seite und sprach: „Wenn der genannte Rudolf also zum König gewählt würde, wäre ich wohl sicher vor seiner Beleidigung? Hätte er eine Tochter, die er mir zur Gemahlin gäbe?“

Da der Burggraf versicherte, daß Rudolf sechs Töchter habe, und ihm alle seine Güter dafür zum Pfand setzte, daß er vom Grafen eine Tochter zur Gattin erhalten würde, trat der Herzog dem von Mainz mit seiner Stimme bei. Als dies der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg, welche beide ohne Gattinnen waren, hörten, so ließen sie sich ebenfalls von dem Burggraf die Zusicherung geben, daß Jeder ein-

Tochter vom Rudolf erhalten würde, und gaben ihre Zustimmung.

So wurde Rudolf von Habsburg einstimmig erwählt den 30. September des Jahres 1273.

Sofort eilte der Burggraf von Nürnberg mit der Wahl-Urkunde der Fürsten gen Basel zu Rudolf's Heer. Mitten in der Nacht kam er dort an; er ließ sogleich den Grafen wecken und verkündigte ihm, daß er zum König erwählt worden sei. Dieser glaubte Anfangs, es wäre Spaß, und wollte gegen den Burggrafen ärgerlich werden. Der aber sprach: „Ferne sei es, daß ich Euch verhöhne, den mächtigsten der Herren," und er erklärte ihm den Hergang der Dinge.

Da Rudolf hörte, daß er seine Töchter an so hohe Herren vermählen dürfte, und solch Glück erlange, so freute er sich billiger Maßen, und sandte den Burggrafen gen Basel an den Bischof und die Ritter vom Sittich, zu seinen Feinden, um eine freundliche Richtung zu machen. Als der Bischof hörte, was geschehen war, so schlug er an seine Stirne und sprach: „Sitz fest auf Deinem Sitz, lieber Herre Gott — oder Rudolf wird Deinen Sitz einnehmen."

Sofort zog man gen Aachen zur Krönung. Als Rudolf gekrönt war, forderte er von den geistlichen und weltlichen Fürsten den Eid der Treue. Dessen weigerten sich anfangs die Fürsten, dieweil gerade das Reichsszepter nicht vorhanden wäre. Da ergriff der Neugewählte das Zeichen des Kreuzes, küßte es und sprach: „Sehet das Zeichen des Kreuzes, an dem wir und die ganze Welt erlöst worden — dies Zeichen lasset uns gebrauchen an des Szepters Statt." Auf dies traten alle Fürsten, sowohl geistliche als weltliche herzu, und küßten das Kruzifix für den Szepter; sie empfingen dann die Lehen und leisteten dem Könige den Eid der Treue.

Am Abend aller Heiligen wurde Rudolf gekrönt; in diesem Moment zeigte sich bei einer Stunde lang eine weiße Wolke, nach Art eines Kreuzes gestaltet, und verwandelte sich dann in einen blutrothen Schein. Als die Fürsten dies dem Könige hinterbrachten, so sprach er: „Wenn der Herr mir Leben und Heil schenkt, so will ich über Meer ziehen, und für meine vielen Sünden meinem Herrn Jesu Christo mein Blut weihen.“

Es kam aber weder zur Kreuzfahrt noch zum Römerzug, den noch jeder von Rudolf's Vorgängern unternommen hatte.

Die Fabel vom Fuchs und Löwen.

Wie fromm dieser König war, sind des früher genannten Jakob Twingers von Königshofen eigene Worte, so kam er doch nie gen Rom, daß er Kaiser worden. Da fragten die Herren dies, warum er das ließe. Dies antwortete er mit einem Beispiel und sprach: „Es wurden viele Thiere geladen für einen Berg und kam der Fuchs auch dar. Die Thiere gingen alle in den Berg, nur der Fuchs blieb allein außen stehen, und wartete, wann die Thiere heraus gingen. Da kam ihrer gar wenig wieder heraus. Davon wollt der Fuchs nicht in den Berg.“ Damit gab der König den Herren zu verstehen, daß mancher König über das Gebirge in Wälschland wäre kommen, die drinnen blieben. Darum wollt er nicht in's wälsche Land, noch gen Rom.

Der König flickt sein Wamms.

Dieser König Rudolf hielt streng Gericht und machte guten Frieden in deutschen Lande. Er war ein demüthiger

Herr: er bletzte auf einer Reise seinen Wamms zum ersten, und ging in dem gebletzten Wamms vor seine Diener. Das that er nur, um daß es die Seinen auch thäten, den sich sein zuvor Jedermann schämete, das seither ist gewöhnlich worden.

König und Kaufmann.

Als König Rudolf in Straßburg weilte, wo ihm die Bürger in Anerkennung seiner früheren Verdienste eine Ehrensäule errichtet hatten, hörte er von einem reichen Kaufmann, der klug vor allen Uebrigen im Handel, immer seine Geschäfte scheinbar am zweckmäßigsten betrieb, und doch an einem fort unglücklich war. Er ließ ihn einmal fragen, ob er ihn wollte zu seinem Theilnehmer im Handel annehmen und seinem Rathe folgen. Der nahm es an, und sie setzten jeder hundert Mark. Der König aber erklärte: ich verlange durchaus, daß Du alle Häringe, die Du zu Straßburg aufkaufst, nach Köln führst, dort Wein aufkaufst und solchen nach Straßburg bringst." Mit diesem Rathe war Jener zufrieden, ob er ihn gleich Anfangs gar sehr und zwar mit Recht erschreckt hatte. Es war aber zu dieser Zeit eine solche Menge von Häringen in der Stadt, daß sie gleichsam für nichts geachtet wurden.

Als der Kaufmann nach Köln kam, hatte sich in dem Gewässer, wo die Häringe gefangen werden, ein Unglück ereignet, also daß keine Hoffnung zum Häringsfang in jenem Jahr mehr vorhanden war. Deshalb hatte der Kaufmann an den Häringen einen großen Gewinn. Zu gleicher Zeit begab es sich, daß in die unteren Gegenden eine so große Menge Wein auf dem Rheine gekommen war, daß man die Weine zu Köln um viel geringeren

Preis erkaufte, als im Elsaß. Daher brachte er jetzt die Weine auf Wägen gen Straßburg, wo indessen die Weinberge durch schnelle Kälte gelitten hatten, und er verkaufte sie um das Dreifache höher, als der Einkauf war. So hatte er und der König großen Gewinn gemacht.



Darauf sprach der König: „Man muß auch das wagen, was keinen Anschein hat, als ob man dabei ob Etwas gewinnen könnte."

Das Käppchen.

Bald nach seiner Krönung hielt der König zu Nürnberg einen Reichstag. Da kam ein Kaufmann in der Stille zu ihm, und zeigte ihm an, er habe einem bekannten berüchtigten Wirth zweihundert Mark Silb-

zum Aufheben gegeben; jetzt leugne dieser, sie empfangen zu haben. Der König fragte, in was für einem Sack das Geld wäre und versteckte den Kaufmann.

Als nun die Bürger kamen, um mit dem Könige zu reden, und unter ihnen auch der Wirth, so begann er mit diesem, der ihm schon bekannt war, scherzhaft zu reden. Er sah, daß jener ein sehr schönes Käppchen auf dem Kopfe hatte, wie es damals Sitte war. „So ein Käppchen muß ich auch haben," sagte der König und nahm es ihm vom Kopfe. Dazu lachte der Wirth und es freute ihn.

Als die Bürger ihre Rede vorgebracht hatten, trat der König absichtlich in das Nebengemach und schickte heimlich Einen aus der Stadt mit dem Käppchen zu der Gattin des Wirthes, zum Zeichen, daß sie ihrem Manne sogleich den und den Sack mit Silber einhändigen solle. Diese that es, und der Abgesendete brachte das Silber vor den König. Das zeigte er dem Kaufmann, und als dieser sagte, daß es das seinige sei, so versteckte er das Silber, rief sodann allein den Gastwirth zu sich, und legte ihm die Klage des Kaufmanns vor. Als der Wirth schlechterdings leugnete, der Kaufmann aber es feierlich versicherte, so holte der König den Sack hervor und überwies den gar sehr Betroffenen seines Betrugs. Dem Kaufmann wurde sein Silber wieder zugestellt, den überaus reichen, betrügerischen Gastwirth aber bestrafte der König an Gütern.

Rudolf's Leutseligkeit.

Besonders in der ersten Zeit seiner Regierung wurde Rudolf von Habsburg, wo er hinkam, gar häufig von den Leuten, die eine Bitte oder Klage ihm vorzu-

tragen hatten, besucht, so daß die in seiner Umgebung oft dem Andrang wehrten.

Als er einmal sah, wie seine Soldaten armen Leuten, welche den König zu sprechen wünschten, den Zutritt zu ihm versagten, so rief er: „Um Gott! lasset doch die Leute zu mir! Denn dazu bin ich nicht zum König gewählt worden, daß ich mich vor den Leuten in einen Kasten verschließen lasse.“

Wohin er ging, wenn er Jemanden sah, der mit ihm sprechen wollte, stellte er sich hin, um mit ihm zu reden. Für Jedermann war er da, Niemanden verachtete er.

Rudolf und Ottokar.

Selten finden wir Männer in der Geschichte unseres Volkes, die als Gegner einander gegenüberstehen, ausgerüstet mit gleicher Kraft des Geistes und des Körpers, mit ritterlichem Muth und allen edlen Anlagen, sowie mit gleicher Energie, um für das höchste Ziel ihrer Wünsche, der Erste zu sein, Alles zu wagen, als wie Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen.

Aber dem Böhmen fehlte jener Biedersinn und jene Redlichkeit, die den deutschen König auszeichnete, jenes Gefühl der Reinheit und Schuldlosigkeit gegenüber den Seinigen, deren sich Rudolf rühmen konnte; Ottokar von Böhmen ermangelte jener Ruhe und bedächtigen Ueberlegung, mit der Rudolf nicht nur im Kabinet, sondern auch im Felde handelte, sein Rittermuth wurde zuweilen zur Tollkühnheit, und dies, so wie der Verrath seiner Umgebung, war im Kampfe beider Könige, als es darauf ankam, wer Herr oder Vasall sein sollte, die Ursache seines Falles, bei dem auch der Feind wenigstens sein Mitleid dem ritterlichen Manne nicht versagen konnte.

Ottokar war Rudolf's erster und letzter Gegner von Wichtigkeit, der Kampf mit ihm gab manche Tugend des edlen Habsburgers kund, liefert manchen schönen Zug seines Charakters.

Auf dem ersten Reichstage, den König Rudolf im Jahre 1273 zu Nürnberg hielt, sollte auch Ottokar von Böhmen mit Herzog Heinrich von Baiern erscheinen, aber die Zwei — so sind des deutschen Chronisten Gregor Hagens Worte — waren widerstreitig dem Reich. Da fragte der römische König die Herren nun Rechtens um die Frevel; da ward ertheilt von den Fürsten und Herren, sie sollten sich verantworten zu dem nächsten Tag, der über zwölf Wochen ward gen Würzburg gehalten.

Da der Tag kam, den man gen Würzburg hatte gelegt, dar kamen aber alle Fürsten, nur allein kamen die Zwei nicht, der von Böhmen und der von Baiern. Da ward aber ein Tag, zu verantworten um die Frevel und Ungehorsam, gen Augsburg benennet.

Diesmal gab Ottokar mehr Gehör — er sendete wenigstens als einen Verantworter den Bischof Bernhard von Sekkau, denjenigen, von dem Ottokar von Horneck erzählt, daß er bei der Wahl Rudolfs anwesend war, und darüber so ärgerlich wurde, daß er den Bischof von Mainz laut rügte, weil er dem Rudolf von Habsburg zum Reich geholfen. Auch jetzt hatte er seinen Aerger noch nicht verschmerzt. Er ließ diesen in einer feurigen Rede gegen den Neugewählten aus, in der er die Wahl des neuen Königes und die Wähler für unrecht erklärte, indem er bemerkte, daß der König, als er gewählt wurde, und auch während er die Weihe empfing, noch im Banne gewesen sei.

Lange hörte König Rudolf mit Geduld auf die scharfe Rede des Bischofes, die besonders gegen ihn ge-

richtet war, da brach er endlich das Schweigen und sprach: „Herr Bischof, habt Ihr zu thun mit Pfaffen, so verspart es auf den Chor zu Mainz oder Trier, habt Ihr aber gegen mir oder dem Reich etwas zu suchen, so müßt Ihr verzichten auf solch' Recht, daß Ihr Euch bedienet des Lateins. Würden mir nicht zürnen alle Herren, die Ihr hier sehet? denn so säßen sie gleichsam als Thoren und Stumme in der Versammlung. Wie viel Ihr auch des Krummen mit Eurer Kunst könnet schlecht machen, solch Recht hat heute aufgehört. Was Pfaffen oder Laien vor dem Papst zu schaffen haben, das soll in Latein geschehen, aber uns lasset die Gewohnheit, daß man deutsch rede in unserer Mitte."

Da riefen alle die Fürsten, Grafen und Freien: „Ja, Herr König, erhaltet uns die alte Gewohnheit."

Nun erst ward den Laien gesagt, daß der Bischof die Wahl gescholten habe.

„Was?" rief der Pfalzgraf Ludwig, „es muß vergolten werden mit des Bischofs eigenem Blute, und müßte ich darüber in der Hölle brennen; soll mich denn ein Solcher nennen, so wie ihn gelüstet?"

Bald wäre dem Bischof die Platte zerschlagen worden, so hoch sie auch geschoren war. Nur durch des Königs Dazwischentreten ward verhütet, daß es dem geistlichen Herrn nicht an's Leben ging. Er brachte die erbitterten Fürsten auf ein anderes Gespräch, und entließ bald die Versammlung.

Vertrauend auf des Königs Großmuth bat der Bischof von Seckau denselben noch um sicheres Geleit. Der König fragte ihn: wen er gern hätte? Die, welche ihm am gehässigsten wären, erbat sich der Bischof; und daran that er klug, denn gerade auf deren Treue, wie eines Pfalzgrafen Ludwig, konnte er sich am sichersten verlassen.

Die Gesandtschaft Ottokars hatte auf solche Weise keinen andern Erfolg, als daß sie Erbitterung gegen Ottokar von Seite des Königs und der Fürsten rege machte. Diese wurde vermehrt, als Ottokar Rudolfs Gesandte, welche ihn aufforderten, die Lehen seiner Länder von dem König zu empfangen, mit einer stolzen Antwort zurückschickte.

Die Folge davon war, daß König Ottokar von Böhmen in die Reichsacht erklärt wurde. Auch dessen achtete der Trotzige nicht, darum ging ihm der König Rudolf jetzt mit einem Heere zu Leibe, zumal da er von vielen Großen der Länder, die Ottokar beherrschte, zu einem Kriegszug aufgefordert wurde, denn sie hielten ihn für den, der erwählt worden wäre, um sie von der Herrschaft Ottokars zu befreien, deren sie schon längst überdrüßig geworden waren.

Ehe der König den Heerzug begann, wandte er sich persönlich zu den Seinigen, und bat sie, sich ohne Verzug mit Waffen versehen bei ihm einzufinden, weil er ehestens in fremde Lande ziehen müsse. Viele versprachen ihm ihre Güter, aber Geld hatten sie keines.

Doch zog der König mit diesen Wenigen aus; aber von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl seiner Mannen. Als er nach Mainz kam, sprach zu ihm der Freiherr von Klingen, wohl eben derjenige, der von der Wahl seines Königs geträumt hatte: „Herr, wer ist Euer Schatzmeister?“

„Ich habe keinen Schatz,“ erwiederte der König, „und nicht weiter Geld, als fünf Schillinge schlechter Münze.“

Da sagte der Freiherr von Klingen: „Wie wollt Ihr aber für Euer Heer sorgen?“

Da antwortete der König: „Wie der Herr immer für mich gesorgt hat, so wird auch auf dieser Fahrt der Herr für mich sorgen können.“

Freudig rückte der König vorwärts, ob er gleich immer in großer Armuth war. Sein Vertrauen auf Gott verließ ihn nie, darum täuschte ihn auch seine Hoffnung nicht. Im Oktober des Jahres 1276 rückte er mit einem Heere in Oesterreich ein; die meisten Städte öffneten ihm die Thore, bald stand er vor den Mauern Wiens. Nachdem er diese Stadt längere Zeit belagert hatte, und die Bewohner sahen, daß Ottokar mit keinem Entsatz anrückte, übergab auch diese Stadt sich des Königs Huld.

Der Abfall so vieler Städte, mit deren Treue seine Macht stand und fiel, bestimmte den Böhmenkönig, mit dem Könige Rudolf auf gütlichem Wege zu unterhandeln; denn er sah, daß er seiner Macht nicht widerstehen könnte; er demüthigte sich und übergab sich des Königs Huld.

Die Bedingung des Friedens war, daß König Ottokar dem Sohne Rudolf's seine Tochter gebe, von dem König die Lehen empfange, und 300 Reiter mit gerüsteten Pferden zu desselben Heere stoßen lasse, wenn er es verlange.

Der König von Böhmen schickte sich wirklich an, seine Lehen von dem römischen König zu empfangen. Er nahete sich mit einer Menge von Reisigen und Pferden in goldgeschmückten Kleidern und behängt mit Edelsteinen.

Als die Fürsten, die um den König waren, es vernahmen, so meldeten sie ihm voller Freuden: „Herr, rüstet Euch, wie es einem König geziemt, mit kostbaren Kleidern.“

Der König antwortete: „Oefter hat der König von Böhmen meinen grauen Rock belacht, nun soll mein grauer ihn verspotten.“ Dann sprach er zu seinem Schreiber: „Gib mir Deinen Mantel, daß der König von Böhmen über meine Armuth lachen möge.“

Als Ottokar erschien, sprach Rudolf zu seinen Mannen: „Legt Eure Waffen um, rüstet Eure Streithengste, seid so gut Ihr es vermögt, zum Kampfe gerüstet, und stellt Euch in Reihen auf beiden Seiten des Weges auf, wo der König hindurch kommen wird, auf daß ihr den Ruhm der deutschen Waffen den fremden Völkern darstellet." Das ward gethan nach des Königs Willen.

Der König von Böhmen nahte in goldgeschmücktem Kleide, im Glanze königlicher Herrlichkeit, fiel nieder zu den Füßen des römischen Königs und flehte demüthiglich um seine Belehnung.

Ottokar leistete zu gleicher Zeit Verzicht auf 100,000 Mark seiner Einkünfte, so wie auf 40,000 Mark, die er als Herzog von Oesterreich durch die Königin Margaretha, und als König von Böhmen besessen hatte. Dann übergab ihm der römische König das Königreich Böhmen, ertheilte ihm die Belehnung, und nahm ihn in Gegenwart aller Anwesenden als seinen innigen Freund an.

Während der König dies that, hatte er seinen grauen Rock an, erschien unansehnlich und gering, und saß auf einem Stuhle.

Die Freundschaft beider Könige war nur von kurzer Dauer. Nach wenigen Wochen brach Ottokar den Frieden, hauptsächlich veranlaßt durch die Vorwürfe seiner herrschsüchtigen Gemahlin Kunigunde, welche ihm nur zur Hälfte die Tafel decken ließ, weil er kaum die Hälfte seiner Staaten mehr besäße.

Mit dem Jahre 1277 nahmen die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang. Zuerst sammelte Ottokar im Stillen ein Heer von 10,000 Mann, bald aber brach er öffentlich mit dem Könige. Da er sah, daß es ihm schwer werden würde, seinem Gegner offen zu Leib zu

gehen, so wählte er niedrige Wege, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Einigen Landherren Oesterreichs schickte er eine große Summe Geldes, daß sie ihrem Herrn im Kriege abtrünnig würden, oder ihn in seinen Unternehmungen verhindern. Sechzehn Söldnern verhieß er 1000 Mark Silber, wenn sie ihm den König Rudolf lebendig oder verwundet oder todt überliefern. Auch den Bischöfen, Grafen und Herren am Rhein macht er Verheißungen, wenn sie den römischen König im Stiche ließen, oder gegen ihn stünden. Das thaten auch Einige, und so kam es, daß zu König Rudolf, der damals in Wien lag und sich rüstete, nur 200 Krieger stießen.

Doch hoffte Rudolf auf die Hilfe des Königs von Ungarn, der Herzoge von Sachsen und Baiern, besonders aber auf den Bischof von Basel und seinen Sohn Albrecht, Landgrafen im Elsaß. Auf eine bestimmte Zeit war die Hilfe der Letzteren zugesagt, als aber diese verstrichen war, ohne daß die Erwarteten erschienen, ward es dem König bange, denn mit dem Heere des Königs von Ungarn, so wie der Besatzung von Wien, wagte er es nicht, in offener Feldschlacht auf seinen Gegner zu treffen. Endlich langten der Bischof von Basel und Werner von Hattstadt mit 100 Reisigen an, an die sich noch 100 Reiter aus Schwabenland anschlossen. Als der König diese erblickte, freute er sich über die Maßen, aber sogleich fragte er: warum sein Sohn nicht mitkomme? „Der ist mit 500 Reisigen unter Wegs," antworteten der Bischof und Werner von Hattstadt; aber als sie mit dem Könige allein waren, sagten sie: „Weder Euer Sohn noch einer Eurer Freunde kann im Augenblick in der Noth zu Hilfe kommen, darum müßt Ihr Euch berathen, was Ihr thun müsset."

Da sprach der König: „Möget Ihr einen Tag ruhen und dann zum Kampfe schreiten; mir genügt, daß

ich Euch habe als Wächter meiner Person. Auf meinen Gott vertraue ich, der mich wunderbarer Weise zu diesem Ruhm erwählet, und mich noch wunderbarlicher gestärkt hat; der wird mich auch jetzt nach seiner Gnade, wie ich hoffe, wunderbar unterstützen.

Am dritten Tage nach der Ankunft des Bischofs von Basel — es war der 26. August des Jahres 1278, — zog König Rudolf aus der Stadt. Auf dem Marchfelde nicht weit von Wien traf er mit Ottokar, der ein mächtiges Heer versammelt hatte, zusammen. König Rudolf trat in den Streit ohne die Zeichen königlicher Würde, sondern in einer Rüstung ohne Auszeichnung und mit rostigen Waffen.

Ehe der Kampf begann, kam ein Ritter, Herr Herwart von Füllenstein, herbei, und bot dem Könige seine Dienste an, so er ihm eine gewisse Belohnung gäbe. Als Rudolf dies Anerbieten verschmähte, ging der Ritter zu Ottokar; von diesem empfing er eine Belohnung, und verhieß ihm dafür, er wolle den römischen König, wie er sich auch verbergen möge, niederwerfen.

Beide Heere rückten allmälig einander näher, aber sie verzögerten den Angriff. Heinrich Schorlin, ein Schwabe, ein Dienstmann des Bischofs von Basel, war der Erste, welcher den eigentlichen Kampf eröffnete. Er hatte einen unbändigen Streithengst, mit dem er sich kaum mehr in der aufgestellten Schlachtordnung halten konnte; darum gab er ihm die Sporen und stürzte sich zuerst unter die Böhmen. Da rief der König: „Es ist Zeit, daß man Jenem helfe.“ Jetzt erfolgte der gegenseitige Angriff.

Gleich beim ersten Zusammentreffen suchte der schon genannte Ritter, welcher von Ottokar eine Belohnung empfangen hatte, den König auf, drang durch die dichte Schaar, welche ihn umgab, und stach dessen Pferd nieder, so daß er zur Erde fiel. Schnell waren des Königs

Getreue um ihn beschäftigt, ihm von dem Boden aufzuhelfen. „Seid doch nicht um mich besorgt," rief Rudolf, „es ist jetzt nicht Zeit, sich um einen einzelnen Mann zu kümmern, schreitet in den Kampf und helfet den Andern." Mit seinem Schilde deckte sich der König, bis die Pferde über ihn hinüber gegangen waren. Jetzt kam Berthold von Kappellen und half ihm vom Boden. Der König sprach: „Geschwind ein Pferd her!" Alsbald bestieg er das herbeigeführte, band den Helm fest, und erneute nun mit der Hinterhuth, welche der von Kappellen herbeiführte, den Streit. Dem Heere der Böhmen fiel er in die Flanken, zersprengte es, und griff die Hintersten kräftig an. Da riefen die Vordersten im Heere Ottokars: „Sie fliehen, sie fliehen!" und wollten damit Rudolf's Heer täuschen. Aber je mehr Jene schrieen, desto kräftiger hieben die Deutschen ein. König Rudolf kämpfte mit den Hintersten, bis sie die Flucht nahmen. Diesen folgten dann auch die Andern und ließen König Ottokar im Stich. Viele derselben wurden auf der Flucht gefangen oder niedergehauen. Andere, die sich durch die Flucht über den Marchstrom retten wollten, versanken in demselben.

Ueber dem Wasser schwamm das Blut der Erschlagenen und Verwundeten; auf dem Schlachtfeld röchelten sterbend Tausende von Menschen, unzählige Pferde wälzten sich in ihrem Blute. Eine große Saat hatte der Engel des Todes ausgestreut, man zählte 14,000 der Erschlagenen. Unter ihnen war auch Ottokar, der ritterliche König, welcher der letzte auf dem Schlachtfeld gewesen war. Als er sah, wie der größte Theil seines Heeres die Flucht ergriff, setzte er noch seine einzige Hoffnung auf den Hinterhalt, den er dem Ritter Milota anvertraut hatte. Aber auch dieser ergriff, eingedenk einer Schmach, die der König früher seinem Haus angethan hatte, schändlicher Weise die Flucht.

Als Ottokar so seinen letzten Trost verloren hatte, trachtete er mit vier Getreuen, die allein noch um ihn waren, aus dem Feld zu kommen. Das sahen zwei Ritter aus Steiermark, um die der König in früher Zeit Böses verschuldet hatte, und sie legten sich alsbald mit Neid auf ihn. Zwei der Getreuen fällten sie an seiner Seite, ihn selbst schlugen sie vom Rosse. Nur



kurze Zeit fochten sie mit ihm; bald ward er wehrlos und er bat um sein Leben. Aber sie achteten nicht darauf, der Eine stieß ihm das Schwert in die Brust, der Andere den Dolch in den Hals, daß er zur Erde fiel. Sofort ritten die Beiden wieder zurück zum Heer. Und nun kamen die Troßbuben, die zogen dem König Harnisch

und Kleider ab, daß er ganz blos und nackt dalag. Der Ritter von Perchtoldsdorf, welcher eben aus dem Streite ritt, nahm den Mantel von seinem Knaben und bedeckte damit des Königs Blöße; er labte ihn mit Wasser, und der König starb in seinen Armen. Dies war das Ende des Königs, von dem Ottokar von Horneck sagt:

Hie lag erschlagen auf dem Plan
Der allertheuerste Mann,
Der je getragen eine Kron.

Ottokars Leichnam wurde auf einen Wagen gelegt und zuerst nach Marcheck, dann nach Wien geführt. Unter Klagen ward er dort empfangen, denn wohl ergriff so schneller Glückswechsel das Herz aller Fühlenden. Zuerst wurde er bei den Schotten beigesetzt, dann aber in der Frühe des Morgens trug ihn die sämmtliche Geistlichkeit ohne Gesang und Glockenklang ganz in der Stille in das Kloster der Minoriten. Daselbst wurde sein Angesicht aufgedeckt und Allen gezeigt; dann nahm man seine Eingeweide heraus, balsamirte den Leib mit Spezereien, und wickelte ihn in reine Linnen und einen Purpur, den Rudolf's Gemahlin Anna dazu hergab. So wurde er im Kapitel der Minoriten fast 30 Wochen unbeerdigt aufbewahrt; kein Todtenamt ward für ihn gehalten, keine Glocke geläutet, keine Messe gelesen. Endlich kamen seine Böhmen, nahmen ihn davon und übergaben ihn den Minoriten zu Znaym. Auch dort liegt er unbeerdigt bis auf den heutigen Tag, sagt der Verfasser der „Historia australis“ vom Jahr 1302, denn er starb in des Papstes Bann.

Kein Denkstein mit Inschrift verkündet jetzt der Nachwelt, wo des Königs Asche eingesenkt ist, aber der schon genannte Ottokar von Horneck hat seinem Geschichtswerke einen Grabgesang für diesen König eingefügt, der schöner ist, als jegliche Inschrift auf Denkmalen, und noch nach fünf Jahrhunderten voll Wehmuth in's Her-

der Fühlenden dringt, den Namen des unglücklichen Königs verewigend.

Rudolf's Großmuth.

Am 26. August des Jahres 1278 ward die Entscheidungsschlacht geschlagen; von jener Stunde an, hatte Rudolf den ersten Schritt gethan, wodurch er seine Hausmacht begründete, denn Oesterreich war jetzt sein eigen, und auch Böhmen und Mähren fiel ihm ohne Schwertstreich zu. Wohl hat kein Zeitgenosse überliefert, welchen Eindruck die Nachricht von Ottokar's Tod auf sein Herz machte, doch ohne Rührung mag er nicht geblieben sein bei dem traurigen Hingang seines mächtigen Feindes, den er weniger als Nebenbuhler ob seiner Größe haßte, als darum, daß er, sonst ein so ritterlicher Mann, die heiligsten Verträge treulos gebrochen hatte.

Gewiß hätte Rudolf ein besseres Los über ihn verhängt, als seine beiden Feinde, welche alte Schmach an Ottokar rächten. Wenigstens, als man ihm auf dem Wahlplatz die Nachricht brachte, daß Ottokar gefangen wäre, gab er nur den Befehl, daß man ihn zu den Fahnen führe, weil Herr Otto von Lichtenstein die Besorgniß ausgesprochen hatte: Ottokar möchte die, welche ihn fingen, durch Gabe blind machen, daß sie ihn wieder frei ließen.

War Rudolf auch nicht frei von aller Leidenschaft, nie zeigte er sich gefühllos, und immer war sein edler Sinn nnd seine Großmuth wieder sichtbar. Der Tag der Entscheidungsschlacht selbst war ein Beweis davon. Eben derjenige Ritter, welcher dem Könige das Pferd unter dem Leib erstochen und ihn so dem Tode nahe gebracht hatte, wurde nachher von seinen Leuten gefangen und

vor ihn geführt. Alle glaubten, daß der König ein strenges Los über ihn ergehen lassen würde, aber dem geschah nicht also, sondern er sprach: „Lasset ihn unverletzt und frei ausgehen, denn es wäre ein Verlust für den Staat, wenn ein so tapferer und wackerer Kriegsmann umkäme." Ein ähnlicher Zug seiner Großmuth fällt in eine spätere Zeit. —

Als er einmal, um den Schützen zuzusehen, auf den Schießplatz kam, beging ein Schütze die Unvorsichtigkeit, und traf den König so schwer mit einem Pfeile, daß er an der Wunde einige Zeit darniederliegen mußte. Als diejenigen, die ihn umgaben, riethen, er solle dem Thäter die rechte Hand abhauen lassen, da antwortete er ihnen: Euer Rath wäre gut, wenn solches geschehen wäre, ehe ich geschossen worden bin. Was würde es mir aber jetzt helfen?" Er befahl, daß man ihn ungestraft gehen ließe. So handelte er dem Grundsatz gemäß, den er einst gegen Diejenigen aussprach, welche sich am Anfang seiner Regierung wunderten, daß er sich so sehr geändert hätte und viel gütiger geworden wäre, als er zuvor gewesen. Er hatte geäußert: „Mich hat oft meine Schärfe, aber niemals meine Güte gereut."

Friedrich von Leiningen und sein Kranich.

Wo Strenge am Platze war und geübt wurde, da war Rudolf auch nicht dagegen. Unmittelbar nach dem Siege über Ottokar hielt König Rudolf zu Wien eine Zeit lang Hof. Da geschah es, daß seine Diener, wenn sie über die Straßen nach Wein gingen, beraubt, und so sie sich wehrten, verwundet wurden. Das erfuhr Graf Friedrich von Leiningen, ein Vetter des Königs, welcher in seiner Umgebung war, und der nahm sich vor, dem Unfug zu steuern. In einer Nacht nahm er seinen

Knappen, der Kranich hieß, mit sich, und ging in eigener Person mit einer Weinkanne in der Hand wie ein Bube (garcio) überall umher, um Wein zu holen. Alle Raufbolde, die über ihn herfielen, ließ er über die Klinge springen, hieb ihnen die Köpfe ab, und sein Knappe Kranich legte jedem der Getödteten den Kopf über den Bauch. Als es Tag wurde, sah man die Getödteten auf den Straßen liegen, und es ergab sich, daß mehrere derselben Söhne von Bürgern waren. Letztere erhoben ein großes Geschrei vor dem König, daß ihre Söhne ermordet worden wären, während er selbst in der Stadt sich aufhalte. Wer es aber gethan hatte, wußte Niemand.

Als nun der König in die Messe ging und Friedrich von Leiningen ihm nachfolgte, sahen sie Einen der Getödteten auf der Straße, und dieser hatte seinen Kopf nicht auf dem Bauche liegen. Da sagte Graf Friedrich leise zu seinem Kranich: „Dem hast Du's nicht recht gemacht.“ Der König hörte, was gesprochen wurde, und schwieg. Als sie nachher allein waren in dem Gemach, fragte Rudolf seinen Vetter weiter, und erfuhr nun den ganzen Hergang der Sache. Darum war er dem Vetter nicht böse, sondern er mußte das strenge Verfahren selbst billigen.

Die Wechselheirat.

Als König Ottokar die erste Demüthigung erfuhr, und vor Rudolf kniete im goldgestickten Kleide, um als Vasall die Lehen zu empfangen aus der Hand des Königs im grauen Röcklein, da war eine der Bedingungen des Vertrags, daß zwischen Ottokar's Sohn Wenzlaw und Rudolf's Tochter Guta, so wie zwischen Ottokar's Tochter Agnes und Rudolf's Sohn Rudolf eine Wechselheirat

geschehe. Was der lebende König nicht zur Erfüllung brachte, das sollte jetzt dem alten Vertrage gemäß geschehen, in Folge des neuen Friedens, der zu Iglau in Mähren geschlossen wurde. Die Vermählungsfeier beider Paare hat Ottokar von Horneck als Augenzeuge beschrieben; seine Darstellung gibt theils ein deutliches Bild von Festivitäten des Mittelalters, theils lehrt sie uns die schöne, aber verbuhlte Wittwe König Ottokar's kennen, und läßt auch einen Blick thun in König Rudolf's Herz, wo wir ihn in seiner Liebhaberei finden, die auch sonst von den Chronisten gerügt wird.

Während König Rudolf mit seinem Heer nach dieser Stadt aufbrach, ließ er nach Wien entbieten, daß sein Töchterlein Guta, das sich bei der Mutter befand, mit Gefolge wonniglicher Frauen und schützender Ritter nach Mähren komme; andrerseits reiste die verwittwete Königin von Böhmen Kunigunde mit ihren Kindern Agnes und Wenzel von Prag ab.

Um dieselbe Zeit hatte sich auch Rudolf's Sohn zu Iglau eingefunden.

Die Frauen, welche erschienen, hatten Alles aufgeboten, um sich im Glanze ihrer Schönheit zu zeigen. Sogar Kunigunde, die noch trauernde Wittwe, hatte es nicht unterlassen, sich zu zieren, so viel es die Trauer um ihren Gemahl ihr zuließ. Ihr Antlitz war verhüllt mit einem Schleier klein und weiß, dadurch gaben Glanz die Wängelein rosenfarb. Wer dahin sah, wenn sich der Schleier öffnete uud von ihren Wangen verrückte, daß sie blos sich zeigten, der war verzückt hoch empor vor Freude bis in den dritten Himmel. Einen halbtodten Mann, der sie angesehen hätte, konnte sie aus sehnender Noth ziehen zur Stunde, wenn von ihrer Minne ein Strahl in sein Herz geflogen wäre.

Die Festlichkeit begann früh Morgens mit einer Messe, worauf der Bischof von Basel im Kreise der Frauen und Herren den jungen Paaren die Verlobung kund that. Dann ward ein Waffenspiel angestellt, wobei die Böhmen zeigten, daß sie zum Spiel geschickter sein, als zu ernstlichen Streiten; und als man gespeist hatte, begann ein großes Kampfrennen. Unterdessen ging König Rudolf mit den Rittern in's Gemach der Frauen, wo sie zu Kurzweil versammelt waren; und bald, wie der König es anordnete, nahmen sie Platz, je ein Ritter zwischen zwei Frauen. Da saßen die klaren Frauen zur Seite der dunkelfarbigen Ritter, wie die weißen Zeitlosen neben schwarzen Kohlrosen. Rudolf saß neben der Königin Kunigunde; und wie er Leutseligkeit zu Glimpf und Scherz hatte, so wandte er sich mit mancher losen Rede zu der schönen Frau, und begann mit ihr zu kosen: „Holde Frau, wißt Ihr das, wenn man tödtliche Feindschaft in Sühne vertilgt, daß man die bestätigt und versiegelt mit einem Kuß? wollet Ihr also gegen mir thun, so wüßt' ich wohl, daß die Sühne zwischen uns wäre stet und ganz.“ Kunigunde bedachte sich nicht lange auf des Königs höfliche Rede, sondern sie antwortete ihm mit gleicher Freundlichkeit; und wohl mag, was er auf so feine Weise sich erbat, ihm nicht verweigert worden sein.

Zur Seite der Königin saß an der Tafel das jugendliche Brautpaar Guta und Wenzel. Wer ihr Gespräch vernommen hätte, sollte sich wohl des Lachens nicht erwehrt haben. Da sie an Witz und an Alter beide gleichsam Kinder waren, so thaten sie dem gleich und redeten wie Kinder. Dem Bräutigam sagte das Fräulein von seinen Tocken, wie die gestaltet wären, so erzählte Wenzel seiner kleinen Geliebten, was sein Spring (Lieblingshund) gefangen hätte.

Weiter unten an der Tafel sah man den Herzog Rudolf sitzen, dessen Herz die hochgeborne Königstochter wie ein Magnetstein an sich gezogen hatte, denn viel sehnlich blickte er zu der minniglichen Agnes hin und erhielt gleich gütliche Blicke von ihr. Sie war von so süßer Rede und so angenehmer Sitte, und nicht minder tugendlich, daß wohl ein Engel ihr zu Lieb' einen Augenblick aus dem Himmel entschwebt wäre. Nicht wandte Rudolf seine Augen von der Süßen, und oft wünschte er im Stillen, daß der Tag ein Ende nähme, und er der Guten also nahe käme, daß er sie möchte umfangen, und ihr Mund, so roth, büßen sollte seinen Liebesschmerz.

Des Königs Urtheil.

Als der König nach Nürnberg kam, war auch Heinrich Schorlin, der mit seinem unbändigen Streithengst den Angriff in der Schlacht auf dem Marchfeld begonnen hatte, in seinem Gefolge. Dieser entbrannte gegen die wunderschöne Tochter seines Wirthes und zwang sie zu seinem Willen.

Ueber solche That wurde das Volk über die Maßen empört; man verlangte von dem König, daß er den Genannten wegen dieser Handlung vor Gericht stelle.

Lange zog der König die Sache hinaus; als aber Niemand sich ins Mittel legte, rief er endlich voll Erbitterung: „Ich will über ihn richten, und zwar hier an diesem Ort; aber dann will ich auch, so lange ich lebe, hier richten."

Das schreckte die Edeln und Bürger der Stadt; sie sahen ein, welcher Gunst Heinrich Schorlin bei dem Könige genoß, und fügten sich gerne in das, was der König that. Er ließ den Beklagten und das Mädchen

mit einander ehelich verbinden und gab dem Pärchen 200 Mark Silber zur Aussteuer. Da hörte das Geschrei gegen Heinrich Schorlin mit einem Mal auf.

Rudolf's Unparteilichkeit.

So gern König Rudolf den Seinigen half, waren es Hohe und Niedere, wenn er sie lieb hatte, so that er es nie, wenn es seinem Gefühl für Rechtlichkeit zuwider lief. Er nahm kein Ansehen der Person.

Heinrich von Isny, vom Orden der Minoriten, der Sohn eines Schmiedes, wurde durch Rudolf's Verwendung Bischof von Basel und bald darauf Erzbischof von Mainz. Er blieb immer einer der vertrautesten Freunde des Königs, der ihm oft mit Rath und That zur Seite stand.

Heinrich sah streng auf Ordnung in seinem Sprengel. Als er einmal das Bisthum Konstanz visitiren wollte, widersetzte sich ihm der Bischof Rudolf, ein geborener von Habsburg, wohl weil er darauf vertraute, daß er des Königs nächster Vetter war. Als Beide vor den König gestellt wurden, bestand der Erzbischof auf seiner Visitation. Der Bischof behauptete, sein Bisthum sei gering und arm. Darauf sagte der Erzbischof, er wisse gut, wie beschaffen es wäre.

„Das glaube ich wohl," bemerkte der Bischof von Konstanz, „weil Ihr auf Eueren Sohlen es öfter durchlaufen habet, als ich es je durchreiten konnte."

Da erklärte der König seinem Vetter, der Erzbischof müsse zugelassen werden; und der Bischof von Konstanz mußte wohl oder übel die Visitation gestatten.

Dieser Erzbischof hatte eine größere Neigung zu den Rittern als zu den Geistlichen. Als er nun ein=

mal ein Fest anstellte, und die Geistlichen bälder als die Ritter zum Tisch saßen, sprach der Erzbischof: „Je zwei und zwei Ritter nehmen einen Pfaffen zum Kissen." Daher schrieb ein Gewisser auf sein Grab: „Herr ohne Schuh, nicht kümmert's die Pfaffen, wo Du einst stehest; wenn in dem Himmel auch nicht, stehe nur, wo Dir's gefällt."

Rudolf ließ den Juden wie den Christen Gerechtigkeit angedeihen.

Einst beklagten sich die Juden im Elsaß vor dem König Rudolf, daß die Christen mehr als 40 Juden ohne Ursache getödtet hätten. Die Christen aber beklagten sich über die Juden, daß sie einen Diener und einen Christen am Vorsabbath im Keller heimlich ermordet hätten.

Die Juden baten den König, er möchte über die von Wesel und Boppart richten, sie selbst von der Besorgniß, ermordet zu werden, entheben, besonders aber ihren Rabbi, den obersten Meister, welchen sie hoch verehrten, und den der König in Haft hielt, aus seinem Kerker entlassen.

Der König hörte die Bitte der Juden an, setzte jenen Gefangenen in Freiheit, verurtheilte die von Wesel und Boppart zur Entrichtung von 2000 Mark, und befreite die Andern von der Todesgefahr. Ueberdies ließ er den Erzbischof von Mainz feierlich von der Kanzel verkündigen, daß die Christen den Juden das größte Unrecht gethan hätten; desgleichen der gute Werner, von dem man allgemein behauptete, daß ihn die Juden umgebracht hätten, und den einige einfältige Christen wie einen Heiligen verehrten, müsse durch's Feuer verbrannt und die Asche seines Körpers in die Winde zerstreut werden, so daß nichts mehr von ihm zu finden wäre.

Während dieses von dem Erzbischof verkündiget wurde, standen mehr als 500 Juden unter Waffen, damit sie, wenn ein Christ das Gegentheil behaupten würde, einen solchen mit dem Schwerte niederstießen.

Ein triftiges Zeugniß von Rudolf's Liebe zur Gerechtigkeit, zugleich aber auch ein Beweis, wie fest seine Macht und sein Ansehen im Reich gegründet war, wenn er die verhaßten Juden den Christen gegenüber so kräftig in Schutz nehmen durfte.

Kappadozier.

König Rudolf war ein Freund von unschuldigen Scherzen, er hatte gerne Leute um sich, die damit umgehen konnten, und machte selbst mit.

Graf Albert von Hohenberg hatte einen Schreiber, der hieß Kappadozier, und war ein geselliger, feiner Mann, der sich aber aus dem Geld nicht viel machte. Er war zugleich Kirchherr der Kirche von Thieringen, was in der sogenannten Scheer, unweit der Stammburg des Grafen von Hohenberg, lag. König Rudolf plauderte sehr gerne mit ihm, wenn er sich an seinem Hofe aufhielt, was öfter geschah, da der König des Grafen Schwester zur Gattin hatte.

Einmal kündigte der König einen Reichstag gen Frankfurt an. Auch Kappadozier kam von fern her und ging straks in die Kanzlei; dort fand er den Tisch bereit und Kanzler und Schreiber herrlich zu Mittag speisend.

Kappadozier saß auch zu Tisch und er erhielt nur wenige Speisen, ob er gleich einen großen Hunger hatte; oben aber auf dem Tische standen große Schüsseln, angefüllt mit den besten Gerichten. Da rief er einen seiner

Diener zu sich und sprach zu ihm: „Geh ein wenig, dann komm wieder und rufe mich eilig und sage, daß mein Herr nach mir geschickt habe.“ Indessen wickelte er unbemerkt das Tischtuch am Zipfel zusammen und machte es fest an seinem Sporenrad. Jetzt trat der Diener ein und rief eilig seinen Herrn. Schnell stand dieser auf, zog das Tischtuch mit allen Bechern und Gerichten auf den Boden und ging zu seinem Herrn.

Als der König dieses hörte, so fragte er ihn: „Was hast Du eben gethan?“ Jener antwortete: „Als ich zum Tisch des Kanzlers und Eueres Schreibers kam, hatten sie verschiedene Gerichte; mir aber gaben sie nur für Hungersterben, der ich doch gern gegessen hätte; da machte ich es so, daß auch sie mit mir fasten mußten.“

Der König lachte dazu und sprach: „Das hast Du recht gemacht.“

Kappadozier wurde nachher freundlich und ehrenvoll von dem Kanzler und seinen Schreibern behandelt. Derselbe wurde einmal von dem Könige gefragt, ob er eine gute Kirche habe. Er gab zur Antwort: „Ich habe eine starke und gute Kirche, und gute Glocken; nur nimmt mein Herr allzuhäufig für sich den Ertrag derselben.“ Als dieses der König hörte, so versprach er ihm, er wolle es dahin bringen, daß ihm sein Herr die Kirche mit dem Ertrag überlasse.

Einstmals hielt sich der König zu Ulm auf, wo das Nußöl in sehr hohem Preise stand.

Kappadozier sagte, sein Herr habe mehr Nußbäume in seinen Grafschaften, als im ganzen Elsaß und Wasgau; und er betheuerte das vor vielen Herren und Anderen mit einem Eide. Einige glaubten, daß er lüge und sagten es dem König. Dieser ließ den Kappadozier kommen und sprach zu ihm: „Was sagest Du von den Nußbäumen meines Schwagers?“ Er ant-

wortete: „Ich sage und habe mit einem Eide betheuert, daß mein Herr mehr Nußbäume habe, als es im ganzen Elsaß und Wasgau gebe; aber ich meine Haselstauden. Das sind auch Nußbäume; wenn sie keine großen Nüsse tragen, so tragen sie doch kleine."

Lachend sagte der König: „So wie ich Dich von mir lasse, so finde ich Dich eben wieder." Manche Späße der Art machte Kappadozier.

Die beiden Gesandten.

Einmal kamen zu König Rudolf zwei vornehme Gesandte, deren der Eine ein graues Haar und schwarzen Bart, der Andere ein schwarzes Haar und grauen Bart hatte. Diese fragte er im Scherz, bevor er ihre Botschaft anhörte, was die Ursache wäre der Ungleichheit ihrer Haare und Bärte?

Hierauf antwortete der Erste, die Ursache sei, weil sein Haupthaar 24 Jahre älter wäre, als der Bart. Der Andere gab dieses zur Antwort: „Er halte dafür, es müsse daher kommen, weil er sich sein Lebenlang um Nichts mehr als um das Maul und Maulfutter bekümmert habe."

Diese hurtige Antwort gab König Rudolf so gutes Genügen, daß er nicht nur ihre Botschaft willig anhörte, sondern sie auch unverweilt mit gnädigem Bescheid entließ.

Die große Nase.

Als Rudolf einst in Reichsgeschäften nach Eßlingen kam, das am Neckar liegt, drängte sich, wie es gewöhn-

lich der Fall zu sein pflegte, eine Menge Volkes an ihn. Einer aus demselben rief laut: „Des Königs lange Nase da macht, daß ich nicht durchkommen kann.“

Das hörte der König; er bog seine Adlernase auf die andere Seite und sprach: „Gehe vorbei, mein Freund, meine Nase soll Dir nimmer im Wege sein.“ Den Spaßvogel machte er vor den Umstehenden zum Gelächter, sich aber, setzt der Chronist hinzu, stellte er dar als einen zweiten Tiberius, der solche beleidigende Witze geduldig ertrug, indem er sprach: „In einem freien Staate muß der Geist und die Zunge der Männer frei sein.“

Der geistliche Kuß.

Im Jahre 1281 verlor König Rudolf seine geliebte Gemahlin Anna, geborene Gräfin von Hohenberg, nachdem er mit ihr manche Jahre in gutem Frieden gelebt hatte. Lange wollte er sich zu keiner Wahl mehr entschließen, sei es, daß er sich für zu alt dünkte, oder daß er glaubte, mit keiner Zweiten mehr so glücklich sein zu können. Kurz, er ließ es drei Jahre anstehen nach dem Tode seiner Gattin, und nur das Drängen und Zureden der Fürsten, die ihm keine Ruhe mehr ließen, konnte ihn endlich bestimmen, noch in seinen alten Tagen diesen Schritt zu thun.

Rudolf warb in seinen alten Tagen und war glücklich in seiner Werbung; Agnes, die Tochter des Herzogs Hugo von Burgund, reichte dem ritterlichen Greisen die Hand, ob sie gleich erst 14 Jahre zählte.

Das Verlöbniß wurde zu Remont und das Beilager zu Basel gehalten.

Von Agnes wird erzählt, sie sei eine Dame von so ausgezeichneter Schönheit gewesen, daß sie sogar auf geistliche Herren einen unwiderstehlichen Eindruck übte.

Einstmals, so erzählt der Geschichtschreiber des österreichischen Hauses, Gerhard de Roo, kam König Rudolf mit seiner jungen Gemahlin in die Stadt Speier.

Friedrich von Leiningen, der damalige Bischof von Speier, trat mit angestammter ritterlicher Artigkeit vor den Wagen, in dem die Königin anfuhr, und half ihr beim Heraussteigen. Da hat er sich — dies sind die Worte des genannten Chronisten — die Schöne des Weibes überwinden lassen, und ihr einen Kuß auf den Backen gegeben, welches sie gar übel verdrossen.

Die Königin schwieg, um nicht den Bischof in Verlegenheit zu bringen, da er so schnell aus seiner geistlichen Rolle gefallen war; aber nachher klagte sie es doch ihrem Gemahl, wohl ohne die Absicht, dem geistlichen Herrn, der sich ja nur als zu großer Verehrer ihrer Schönheit gezeigt hatte, ein böses Spiel zu machen. Auch der König nahm es nicht böse auf, doch konnte er sich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit eine scherzhafte Bemerkung anzubringen. „Der Herr Bischof" — ließ er ihm durch Einen bei Hof sagen, — „möge sich ein anderes Pacificale zum Küssen anschaffen; dieses, er meine seine Agnes, gehöre, ihm allein zu."

Was der König nicht so böse gemeint hatte, das nahm der Bischof in ganz anderem Sinne auf. Er glaubte, er habe sich durch jenen unschuldigen Kuß die Ungnade des Königs zugezogen; sogleich verließ er freiwillig das Bisthum und kehrte wirklich auch nicht mehr nach Speier zurück, bis um's Jahr 1291, da er hörte, daß der König gestorben war.

Rudolf schont die Seinen.

Ein Menschenleben hatte in den Augen König Rudolf's mehr Werth, als bei vielen Eroberern der ältesten und neuesten Zeit.

Im Jahre 1283 beschwerte Graf Philipp von Savoyen die Stadt Freiburg im Uechtland, über welche König Rudolf noch als Graf Rechte erworben hatte, mit unrechten Zöllen.

Der König mahnte den Grafen in Güte, davon abzulassen, und gebrauchte als Vermittler den Bischof von Lausanne, dessen Bisthum in des Grafen Gebiet lag.

Es war umsonst; der König griff nun zum Schwert und legte sich vor die feste Stadt Peterlingen. Aber trotz aller seiner Anstrengung, und bei aller Kriegskenntniß, die Rudolf besaß, wollte es ihm doch mit der Belagerung der Stadt nicht gelingen. Die Stadt war so fest, daß sie den Belagerern wohl Trotz bieten konnte.

Da wollte der König es versuchen, sie im Sturm zu gewinnen; aber Viele riethen dagegen und baten ihn, von diesem Gedanken abzustehen, da er auf solche Weise leicht manchen Mann verlieren könnte, dessen Verlust ihm leid wäre. Wie sehr er dem Grafen von Savoyen und seinen Angehörigen zürnte, er folgte Denen, die den Sturm widerriethen, denn er wollte nicht das Leben so mancher Wackern auf's Spiel setzen. Darum suchte er jetzt die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu bringen. Auch das gelang nicht; im Gegentheil, ehe großer Mangel in derselben eintrat, hatte sein Heer vor der Stadt alle Vorräthe aufgezehrt. Weder fern noch nahe fand man Kost und Futter; die Stadt Freiburg aber, welche bisher so viel Vorräthe und Speise geliefert hatte, war so erschöpft an Mitteln, daß sie selbst bereits Mangel litt.

Da entschloß sich der König, in eigener Person einen Streifzug zu machen, um seinem Heere neuen Vorrath zu schaffen. Die Belagerung der Stadt überließ er dem Grafen von Haigerloch, seinem Schwager, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg und den anwesenden Bischöfen von Basel und Lausanne. Er befahl ihnen, indessen so thätig zu sein, daß es zu ihrer Ehre und seinem Ruhm gedeihe; dagegen würde er bald wiederkehren. Nach seiner Wiederkehr hielt er sich nicht mehr lange vor Peterlingen auf, dem er auf keine Weise beizukommen vermochte.

Die Angelegenheiten des Reiches waren zu wichtig, als daß er sie über die Belagerung einer unbedeutenden Stadt hintansetzen konnte. Wie dem Könige Rudolf das Leben seiner Krieger theuer gewesen, darüber hat uns Johann von Winterthur noch eine Anekdote überliefert. In seinem letzten Lebensjahr belagerte er ein Raubschloß bei Schaffhausen, genannt Wiesenburg. Obgleich die Burg nicht sehr fest und auch mit unbedeutendem Vorrath versehen war, machte sie doch dem Könige viel zu schaffen, und es waren schon sechs Tage vorüber, daß er vor derselben lag, ohne Etwas ausgerichtet zu haben. Einer aus dem Heere, ein Mann von energischem Wesen, gab den Rath, man sollte die Burg im Sturm nehmen, da es sowohl kostspielig, als schimpflich wäre, vor einem solchen Nest länger zu liegen. „Nimmermehr!“ sprach der König, lieber will ich Zeit und Kosten aufwenden, als meine wackern Krieger, von denen mein Glück und Ruhm abhängt, ohne Noth in Gefahr setzen.

Rudolf's Entschlossenheit.

Um dieselbe Zeit, als der König den Grafen Philipp von Savoyen befehdete, und es einmal zu einem

Treffen in der Gegend von Murten kam, drang Rudolf tief in die Feinde ein und trennte sich unvorsichtiger Weise von den Seinigen. Da ward er von den Feinden umringt und sein Pferd wurde unter ihm erstochen. Also mußte er sich zu Fuß und ganz allein wider viele Reisige zur Wehr setzen. Als er sich nun von der Menge übermannt sah und kein Mittel mehr wußte, aus ihren Händen zu entrinnen, so schlug er sich durch bis an den See, und sprang mit vollem Küraß in die Fluthen. Zum Glück ragte in seiner Nähe ein Pfahl aus dem See; an dem hielt er sich fest, bis der Graf von Waldeck ihm zu Hilfe kam, ihn aus dieser peinlichen Lage befreite und sicher nach Freiburg brachte, während seine Kriegsobersten den Feind aus dem Felde schlugen und einen Sieg erfochten.

Deutsche Kraft.

In jenen Tagen, 1285, als König Rudolf der Herrschaft des Pseudo-Friedrich's von Neusen, Wetzlar und Colmar ein Ende machte, erlaubte sich der König Philipp von Frankreich, das Kloster zum heiligen Dionysius, welches zum Reiche gehörte, auf mancherlei Weise zu beeinträchtigen. Mehrmals forderte ihn König Rudolf auf, davon abzulassen, aber der König von Frankreich fand es nicht für nöthig, dem deutschen Könige Folge zu leisten. Da ließ Rudolf ein Schreiben an ihn ergehen, worin er unter Anderem äußerte, er möchte doch aufhören, sonst würde er seinerseits ihn in seinem eigenen Lande heimsuchen, mit Waffen und Männern (per vires et viros), welche im Glück seines deutschen Landes ihm erwachsen wären. Diese Worte verfehlten nicht ihre Absicht. Der König wollte es nicht darauf ankommen lassen, deutsche Fäuste und deutsche Männer kennen zu

lernen, er ließ das Kloster in seinen Rechten und verhielt sich von nun an ruhig.

Rudolf im Burgunder-Krieg.

Bald wäre es dahin gekommen, daß König Philipp von Frankreich erfahren hätte, wie die Deutschen ihre Waffen führen.

Otto, Pfalzgraf von Burgund, trug sein Land dem König von Frankreich im Jahre 1289 zu Lehen auf, und wollte es so von Deutschland ab und Frankreich zuwenden. Das verdroß den König Rudolf, daß Pfalzgraf Otto sich und sein Land von dem Reich ziehen wollte; und alsbald nahm er sich vor, eine Heerfahrt gen Burgund zu thun, um den Pfalzgrafen zu seiner Pflicht zurückzuführen.

Schnell rief Otto den König von Frankreich, seinen neuen Lehensherrn, zu Hilfe und dieser sagte ihm mit Willen seinen Beistand zu.

Während sich der von Burgund rüstete, rückte Rudolf in die Grafschaft Burgund ein und belagerte die Stadt Besançon. Als er vor der Stadt lag und ihr hart zusetzte, schickte der König von Frankreich ins Lager und ließ ihm bedrohlich andeuten: „Wenn er die Belagerung nicht alsbald aufheben würde, so wollte er selbst mit einem mächtigen Heere gegen ihn anziehen.“

Rudolf lachte auf diese Drohung und gab die entschlossene Antwort: „Lasset Eueren König immer kommen, wenn er Lust hat, wir wollen seiner hier warten, ihn willkommen heißen und ihm zu fühlen geben, daß wir nicht Tanzens und Reigenspringens halber hier sind; auch daß es nicht so ein leicht Ding sei, denen, so die Waffen in den Händen haben, Ordnung zu bieten.“

Der Pfalzgraf von Burgund feierte indessen auch nicht, sondern hängte den Grafen Theobald von Pfirt an sich, sammelte mit Zuziehung der französischen Hilfsvölker ein großes Heer und legte sich mit großer Macht wider den König. Er brachte alle Lebensmitteln in die festen Städte Burgunds, schnitt dem König alle Zufuhr ab, und richtete sein Absehen darauf, die belagerte Stadt zu entsetzen. Wirklich waren auch seine Operationen nicht umsonst, und König Rudolf gerieth mit seinem Heere in bedeutenden Mangel an Lebensmitteln.

In einer solchen Zeit des Mangels, wo Unwille in dem Heere hätte einreißen können, trat König Rudolf in ein mit Rüben angepflanztes Feld. Er zog eine Rübe heraus und verspeiste sie. Zugleich soll er gesagt haben: „So lange wir diese und dergleichen Speisen haben, sterben wir nicht Hungers und können des Brotes wohl erwarten."

Dies Beispiel wirkte kräftig auf das versammelte Heer, daß Alle dem Vorbild des Königs folgten und sich über das Rübenfeld hermachten.

König Rudolf ließ dem Feinde keine Zeit, der Stadt Besançon sich zu nähern; er machte sich auf, um ihn in seinem Lager an dem Ufer der Dube zu überfallen. Als er aber mit seinem Heere dort anlangte, war dasselbe so ermüdet durch den Marsch auf schwierigem Terrain, daß er, um auszuruhen, auf einem Berg sich niederließ, von dem aus man über Fluß und Thal hin dem Feind ins Angesicht schauen konnte. Am Abend hielt er Kriegsrath mit den Obersten des Heeres über das Treffen, welches er am Morgen dem Feinde liefern wollte. Da trat Einer auf und sprach: „Von was wollen wir aber leben?" Da antwortete der König: „Das ist eine unnöthige Sorge, werden wir unsere Feinde besiegen, so werden wir mit ihren Lebensmitteln

uns sättigen, wenn sie aber uns besiegen, so sie rechtschaffene Männer sind, werden sie auch den Gefangenen ihren Unterhalt reichen.

Während man sich so berieth, kam die Nacht herbei.

Damals hatte König Rudolf 200 Schweizer im Heer, lauter Männer, die gewohnt waren, auf den Bergen zu gehen. Diese konnten den folgenden Tag nicht erwarten. Noch in der Nacht kletterten sie von dem Berge herab und brachen in das Lager des Grafen Theobald von Pfirt, sie erschlugen ihn mit vielem Volk, machten große Beute und kehrten am Morgen wieder zum Heer zurück.

Dieser Vorfall erregte im Lager großen Schrecken.

Jetzt berathschlagten sich die Franzosen, und Einige riethen, man sollte dem Könige die Pässe verhauen, was leicht geschehen könnte, da wegen ihrer großen Heeresmacht und des schwierigen Herabsteigens von dem Berge nicht daran zu denken wäre, daß die Feinde sich in ein Treffen einlassen.

Da trat Einer hervor, und sprach: „Ich kenne diesen König, und das ist ein Solcher, der, wenn er auf Händ' und Füßen zu uns kriechen müßte, doch uns angreifen wird."

Dieses Wort blieb nicht unbeachtet. Noch ehe es recht Tag ward, schickten sie eine feierliche Gesandtschaft an den König, um wegen des Friedens zu unterhandeln.

Der König wollte vor Allem, daß zuerst die Gefangenen zurückgegeben würden; dann sollten sich der Herzog und die burgundischen Großen zu Basel stellen, wo dann erst völlig über den Frieden gehandelt werden sollte.

Die Vasallen des Reiches legten den Eid ab, und empfingen von dem Könige ihre Lehen.

Damals soll König Rudolf inmitten des Heeres ausgesprochen haben: in jedem Theile der Welt wolle er mit 4000 auserlesenen Reitern aus Deutschland (Allemania) und 40,000 Mann bewaffneten Fußvolkes als Sieger bestehen; er schätzte, daß diese mit jeder Heeresmacht es aufnehmen würden.

Der Markgraf von Hochberg.

Einmal fragte der König den Markgrafen Heinrich von Hochberg, von dem man sagte, daß er einfach lebe, was er denn esse? Dieser gab ihm zur Antwort: „Ich und meine Leute wir essen Gemüse mit Fleisch, mit meiner Frau allein aber speise ich einen Kapaunen; wer mehr haben will, der soll es anderswo bekommen.“ Der König sprach: „Wahrlich, Du speisest nicht schlecht, wenn Du so thust.“

Der König und die Bäckerin.

Noch in seinem letzten Lebensjahre war König Rudolf ein Freund von Scherzen, und seine heitere Laune verließ ihn nicht bis zur letzten Stunde.

Im Jahre 1288 hielt sich König Rudolf zu Mainz auf. Eines Tages herrschte Morgens eine so heftige Kälte, daß selbst der König dadurch belästiget wurde. Da sah er gegenüber von dem Hause, wo er seinen Abstand genommen hatte, einen Bäckerladen, wo es genug glühende Kohlen gab. Der König zog nur ein Wamms an, ging schnell hinüber, um sich nach den Kohlen umzusehen. Da redete ihn die Frau, welche nicht wußte, daß es der König war, mit heftigen Worten an und sprach: „Soldaten müssen sich nicht zu den armen Weibern machen.“ Der König antwortete ganz demüthig dem Weibe, und sprach: „Liebe Frau, laßt Euch nicht

ärgern wegen meiner Gegenwart, ich bin ein alter Soldat, habe alle meine Hitze im Dienste des lumpigten Rudolfs vergeudet, und jetzt läßt er mich gegen seine schönen Versprechungen darben." Das Weib sagte: „Folget nur



Eurem lumpigten König Rudolf, welcher alle Lande verheert und alle Armen ausgesaugt hat. Mit Recht trifft Euch also dies und anderes Uebel." Der König fragte die Frau: „Was hat er denn Euch Böses gethan?"

So arg als möglich über den König schmähend und schimpfend und mit großer Bitterkeit des Herzens antwortete diese: „Ich und alle Bäcker dieser Stadt, zwei ausgenommen, sind durch ihn so sehr in Armuth gekommen, daß wir gegenwärtig auf keine Weise mehr zu dem Vermögen gelangen können, das wir znvor besaßen.“ Zuletzt setzte sie hinzu: „Packet Euch, mein Herr, denn Ihr hindert uns nur an unserem Geschäfte.“ Der König machte im ersten Augenblicke keine Miene, um dem Weibe wegen ihres Schimpfens auszuweichen. Darüber ärgerte sich das Weib über Maßen; sie nahm ein Gefäß mit Wasser, schütte es über die Kohlen, und richtete das Kleid des alten Soldaten oder Königs auf die schändlichste Weise zu. Jetzt nahm der König die Flucht und eilte, was er konnte, in seine Herberge zurück. Als der König an der Tafel saß, trug der Truchseß einen Schweinskopf nebst anderen Gerichten auf. Jetzt gedachte der König all' der Gutthaten, die ihm die Bäckerin erwiesen, und trachtete darauf, wie er sie der Frau wieder vergelte. Er ließ die Wirthin kommen und sprach zu ihr: „Nehmet die Schüssel mit Fleisch und ein Viertel Wein und bringt es Eurer Nachbarin von dem alten Soldaten; er lasse ihr danken, daß er sich in der Frühe so gut an ihrem Kohlenfeuer gewärmt habe.

Als dies gethan war, erzählte der König, wie die Bäckerin ihn geschmäht und geschimpft hätte, und erregte dadurch bei Allen ein großes Gelächter.

Jetzt erfuhr auch die Bäckerin, daß der König es gewesen wäre, den sie gescholten hatte, und es that ihr über die Maßen leid. Sie machte sich schnell auf, trat vor den König und bat ihn fußfällig, er möchte ihr doch das Unrecht verzeihen, welches sie ihm angethan hatte. Der König wollte sich erst dann dazu verstehen, ihr zu verzeihen, wenn sie ihn jetzt vor Aller Ohren auf eben

die Art wieder schimpfe, wie sie zuerst unter vier Augen gethan habe. Das that auch die Frau und erfüllte so treulich den Willen ihres Herrn. Dies erregte bei Allen wieder ein neues Lachen.

Erfurtisch Bier.

Ein Jahr vor seinem Tode hielt König Rudolf noch zu Erfurt einen Fürstentag. Von hier aus machte er den Zug gegen die Burgen der 60 Raubritter im Thüringer Wald, die er auch zerstörte.

Darauf lud er seine beiden Töchter, die Königin von Böhmen und die Herzogin von Sachsen, nach Erfurt ein, und bewirthetete sie herrlich mit ihrem ganzen Hofstaat.

Auch sonst feierte er hier angenehme Tage. Als er sich an einem derselben beim Trunke erlabt hatte, nahm er ein großes Glas Bier in die Hand und rief laut: „Hol ein, hol ein, ein gut Erfurtisch Bier hat Er Siffrid von Butsted uffgethan."

Rudolf's Sprüche.

König Rudolf wurde einmal gefragt, wie es komme, da sich doch Niemand derjenigen Kunst unterziehe, die er nicht gelernt hätte, daß gleichwohl ein Jeder sich des Regierens unterfinge, welches doch eine Kunst aller Künste sei? Er gab zur Antwort: „Die Ursache sei diese, da man Diejenigen für Thoren und alberne Leute halte, welche nicht regieren können, so wolle sich Keiner selbst für närrisch, sondern ein Jeder für weise und daher zum Regieren für tauglich achten." In eben dieser Beziehung führte er oft die Wahrheit im Munde.

„Es ist besser, wohl regieren, als das Land durch Eroberungen zu erweitern. Oder es liegt nicht daran, wie weit, sondern wie gut wir regieren."

Desgleichen: „Durch Weisheit wird das Land regiert, dessen Grenzen durch Tyrannei erweitert werden."

Was König Rudolf auf solche Weise gleichsam als Wahlspruch äußerte, das drückte er auch in seinem Handeln aus. Er wollte lieber das Land, welches seiner Sorge anvertraut war, beruhigen und glücklich machen, als dem Phantom des Ruhmes und der Ehre in Wälschland nachgehen, während er dann sein liebes Deutschland hätte müssen verwahrlosen. Rudolf wollte nicht regieren über ein großes, sondern über ein glückliches Land.

Er wußte wohl, daß mit der Ausdehnung seines Landes die Wirksamkeit des deutschen Reichsoberhauptes von so vielen Seiten in Anspruch genommen werden würde, so daß er sich Vielen zuwenden müßte, wo doch das einzige Deutschland die ganze Kraft eines äußerst thätigen und tapferen Königs erheische. Wie schwer diese Sorge für sein liebes Deutschland zu manchen Zeiten auf ihm lastete, bezeugt das nun Folgende.

Als er einmal eine schöne Königskrone vor sich liegen sah, redete er sie mit diesen bedeutungsvollen Worten an: „O Krone, wie schön scheinest Du vor den Augen; aber, wenn Mancher wüßte, was für Beschwerden sich damit verbinden, er würde Dich nicht im Wege aufheben."

König Rudolf's Sinnbild soll gewesen sein: ein geharnischter Arm, einen Faustkolben sammt einem Oelzweig in der Hand haltend, mit der Ueberschrift: „Utram libet, wähl' was Du willst", damit anzuzeigen, daß er zwar gerne Frieden halten wolle, aber auch kriegen könne und zu Beidem bereit stehe. Was dies Sinnbild

ausspricht, hat sich bei Rudolf kundgethan, so lange er König war. Nur wenn es sein mußte, griff er zum Schwerte.

König Rudolf's Tod.

Ueber die letzten Lebenstage des Königs hat sein Zeitgenosse Ottokar von Horneck so Schönes berichtet; wir geben es aus seiner Feder: „Wohl ein Jahr her hatten die Aerzte an dem Könige die schmerzliche Bemerkung gemacht, daß mit seinem Wesen eine Aenderung vorgegangen wäre; zwar fanden sie an ihm kein Gebrechen, das von Siechthum gekommen wäre, seine Krankheit bestand nur in einer großen Altersschwäche. Wohl ein Jahr lang hielten geschickte Aerzte mit ihrer Kunst ihn empor, aber als er wieder an den Rhein kam, da war er immer schwächer geworden, und während seines Aufenthaltes zu Germersheim stellten sich immer deutlichere Vorboten seines nahen Todes ein. Die Aerzte suchten es den Räthen des Königs beizubringen, daß derselbe nicht mehr lange leben würde.

Aerzte und Räthe gingen jetzt mit einander zu Rathe, und es ward beschlossen, daß man Einen der Herren bäte, dem König die Wahrheit vorzutragen. Ungern übernahm es Einer; eben saß der König am Schachbret, als dieser vor ihn trat. „Darf ich reden?" fragte er den König. „Rede, was Dir zu Muth", sprach derselbe. „So mög sich Gott erbarmen, „begann nun der Genannte, „daß ich so traurige Kunde Euch bringen muß; aber wollet nicht verzagen, lieber Herr, daß ich Euch sagen muß, Ihr müßt Eurem Leben ein gutes Ende setzen; denn Eure Aerzte, die haben mich gemahnt, Euch kund zu thun, daß Ihr für diese Stunde nicht mehr lange leben möget, es müßt Euch, sagen diese,

groß' Heil geschehen, wenn Ihr noch lebet bis zum fünften Tage."

Eine so böse Kunde hätte einen Anderen erschreckt, daß er vollends verzagt wäre und sich an seiner Kraft nimmer erholt hätte. Anders König Rudolf; als zu ihm das mißliche Wort gesprochen war, da sah er freundlich den an, der es gesagt hatte; er sprach: „Sag an, was Du gesagt hast, ist dies wirklich die Wahrheit?" „Ja, leider", antwortete Jener. „Wohlauf!" rief der König, „so ist unseres Bleibens nicht mehr dahier." Da wunderten sich Alle, die zugegen waren, und sie fragten ihn, wohin er sich begeben wollte? „Gen Speier will ich zu dieser Frist, zu den Andern hin", sprach Rudolf, „dort sind noch meine Vorfahren, die auch Könige waren. Zu denen will ich reiten, dieweil ich noch lebe, so daß mich Niemand dahin führen darf."

Alsbald beurlaubte er sich von den Seinigen zu Germersheim; aber Alle klagten, Mann und Weib, als der König von dannen scheiden wollte, da er nicht sollte fürder wiederkehren. Auf saß er, um hinweg zu reiten; an jedweder Seite ritt ein Pfaffe, die sprachen ihm vor, und unterwiesen ihn des Guten. Nicht verkehrte sich der König vom edlen Muth an seinen Tugenden, wie es bei Manchem der Fall ist, der seiner Tugenden sich entäußert, sobald er des Todes Macht fühlt. Wer krank war an Gemüthe, dem schwand seine Krankheit, so ihm das Glück zu Theil wurde, daß ihn der König erblickte, ehe er starb. Darum begannen Alle, die seine Tugenden erkannten, in jenen Stunden zu eilen an die Straßen, wo er vorüber ritt, daß er sie sah und sie ihn. Als er nun nach Speier kam, so sah man ihn pflegen alles dessen, was Seele nutz ist, was man ihm vorlas, das

ihm nützlich wäre zu thun, damit er Gottes Sühne und seine Huld erwürbe; das that er, ehe er starb. Er gab wieder und zahlte, was man ihm sagte, daß er schuldig wäre zu thun. Darnach in kurzen Stunden empfing er den Leib des Herrn, wie es sich geziemte. Und da der Tugendreiche in Betreff seiner Diener ohne Unterschied, Laien und Pfaffen, Alles geordnet hatte, so empfing er die heilige Oelung. So war nun Alles an ihm ergangen, das billig ergehen soll an einem solchen Manne; das Ziel war herbeikommen, wie seine Aerzte es ihm zuvor gesagt hatten, und es ging an ein Scheiden zwischen Leib und seiner Seele. König Rudolf starb am achtzehnten Juli Ein Tausend zweihundert neunzig eins. Groß war der Jammer und die Klage in der Stadt, als die Kunde von des Königs Tod unter die Bewohner kam. Darum, als die Herren sich anschickten, daß man die Leiche edel und werth zur Erde bestattete, durfte man Niemand einladen, dem Leichenbegängnisse beizuwohnen. Die bei Rheins Gestaden allenthalben saßen, keiner unterließ es, sie kamen Alle dar, als die Geistlichen begingen, was sich zu thun geziemt, wenn man solch' ein Begräbniß feiert. Man trug den König zu Grabe, und bestattete ihn da, wo er, so lange er noch lebte, bezeichnet hatte, daß er begraben liegen wollte. Nun war ein kunstreicher Steinmetz zu Speier, der hatte wohl schon längst an einem Marmorsteine ein sauberes und reines Bild des Königs schön gehauen. Wer das wollte schauen, der mußte ihm zugestehen, daß er nie ein Bild hätte erblickt, einem Manne so gleich; denn so der kunstreiche Mann irgend einen Mangel fand, so lief er sogleich, daß er den König sah, und nahm darnach die Gestalt ab, die er dort dem Bilde gab. So gar sehr hatte der Meister des Königs Gestalt in sein Herz geprägt, daß er die Runzeln

an seinem Antlitze zählte, und sie genau sich merkte. Als nun das Bild vollendet war, wie sich's der Meister vorgenommen hatte, da geschah es, daß der König, der mit den Jahren immer mehr Gebrechen fühlte, in seinem Gesichte eine Runzel mehr bekam. Das war dem Meister kund gethan; alsbald machte er sich auf den Weg, und lief nach Elsaß, wo er wußte, daß gerade König Rudolf war. Da erkannte er durch eigenes Anschauen, daß es wirklich so war, wie man ihm gesagt hatte. Stracks kehrte er wieder zurück nach Speier, warf das Bild nieder, und machte es von Neuem dem Könige gleich. Dieser Stein wurde nun die Decke des Grabes, in das die irdischen Reste des guten Königs der Deutschen eingesenkt wurden.

Aus dem Sturm der Alles zerstörenden Zeit hat sich dieser Stein gerettet, der über das Grab des edlen Königs gelegt ward. Wohl ist Vieles daran zerstört, aber doch ist noch lesbar seine alte Inschrift.

Wir lassen hier als Anhang noch einige der gelungensten Lobgesänge über Rudolf folgen.

Graf Rudolf und der Abt von St. Gallen.

Herr Rudolf, trau Du nicht dem Schlaf,
Der Abend bricht herein.
Der Abt, der Bischof und der Graf,
Die Feinde harren Dein.

Von Basel der Bischof ist ein Wicht,
Der hat mehr Haß als Muth;
Den Grafen von Montfort fürcht' ich nicht,
Weil er mir Unrecht thut.

Des Abtes wär ich gerne los,
Dem rüstet ich den Fall;
Kein Wunder, wenn mir einen Stoß
Versetzt der heil'ge Gall.

D'rum, Burgvogt, wahr' mir wohl das Thor;
Stell' Wachen um das Haus,
Wirf mir den grauen Mantel um's Ohr,
Ich muß in die Nacht hinaus.

Der treue Diener schwer erschrickt,
Gehorchet doch dem Wort,
Dem Herrn er nach mit Sorgen blickt,
Der reitet im Nebel fort.

Im kühlen Abend durch Berg und Thal,
Bis vor das Thor zu Wyl,
Dort sitzt der Abt beim Abendmahl
Und um ihn Ritter viel.

Er selber unter der Kutte trägt
Den Panzer und das Schwert,
Die Harf' er süß und künstlich schlägt,
Im Sang der Minne gelehrt.

Ein Ritter ist's, ein Sänger fein,
Ein geistlicher Herr zugleich,
So achtet er die Erde für sein
Und auch das Himmelreich.

Und bei dem Becher wechselt jetzt
Der Kriegsrath und Gesang,
Und bald ein Lied das Ohr ergötzt,
Bald rasselt Schwerterklang.

Und hinten in dem Saale fern
Fleh'n fromme Mönche zu Gott,
Erbitten Beistand ihrem Herrn
Vom Herren Zebaoth.

Der Abt den Becher hebt mit Lust:
Ihr Ritter, auf guten Krieg!
Mir sagt die Stimm' in meiner Brust:
Uns wird ein leichter Sieg.

Und lustig klingen die Pokal',
Und Alle stimmen ein,
Da tritt der Thorwart in den Saal;
Was mag die Botschaft sein?

Herr, der von Habsburg steht am Thor!
Da springen bei dem Wort
Die Ritter von dem Mahl empor
Und stürmen zum Kampfe fort.

Der Abt hält sie zurück, er spricht:
Wie Viele mögen's denn sein?
Herr, einen Andern sah ich nicht,
Der Graf ist ganz allein.

Er hat kein' Waffen als sein Schwert,
Kein' Panzer, keinen Helm,
Zu reden er mit Euch begehrt,
Er sieht nicht aus, wie ein Schelm.

Die Ritter murren unter sich:
Mag ihm der Teufel trau'n!
Der Abt sprach: Fürchtet er nicht mich,
So kann auch ich ihn schau'n.

Das Thor, das that der Wächter auf;
Der Graf trat in den Saal;
Er drängt sich durch den Ritterhauf'
Und durch der Knappen Zahl.

Und freundlich trat er vor den Abt.
Herr, hört mich mit Geduld;
Wir haben einen Stoß gehabt,
Ich weiß, mein war die Schuld.

D'rum, was durch's Recht Ihr haben woll't,
Das will ich Euch lassen gern,
Und solches ich Euch sagen wollt'.
Was dünket Euch, Ihr Herrn?

Uns dünkt, Ihr seid ein edler Feind,
Herr Rudolf! rief der Abt,
Nehmt meine Hand, wir sind vereint,
Auch meinen Arm Ihr habt.

Und Rudolf aus dem Mantel zieht
Die feste Ritterhand,
Sie schlagen ein, der Becher glüht,
Gesang tönt durch die Wand.

Und Morgen mit dem frühen Licht
Zieh'n sie den Rhein hinan,
Das denkt der Graf von Montfort nicht,
Wenn er den Abt sieht nah'n.

Und erst, wie auf die Zwei gepaart
Die Morgensonne scheint,
Merkt er, wie Feind zum Freunde ward;
Ihm aber Freund zum Feind.

Gustav Schwab.

Der Graf von Habsburg und der Greis.

Der Graf von Habsburg ritt einmal
Am Rhein hinab, durch's grüne Thal;
Da trat, sein Haar war silberweiß,
Sein Aug' noch hell, an ihn ein Greis.
Stracks ließ der Graf sein Rößlein halten,
Denn er sprach gerne mit den Alten.

Du hast, sprach er, im Schweizerland
Die gute Zeit noch wohl gekannt,
Auch hat wohl nicht der Sorgen Eis
Dein Haar gebleicht so silberweiß;
Wie blüh'n so frisch noch Deine Wangen,
Dir ist's gewiß stets wohl gegangen?

Ach! Lieber Herr, da irrt Ihr sehr,
Versetzt der Greis und seufzet schwer
Die gute Zeit im Schweizerland
Habt Ihr vielleicht, ich nie gekannt;
Sollt' ich mein Schicksal Euch erzählen,
An Mitleid ließet Ihr's nicht fehlen.

Denn hört! Ich nahm bei jungem Leib
In's Bette mir ein altes Weib;
Ich sah in meinem irren Wahn
Ihr Herz nicht, nur ihr' Mitgift an;
O Herr! So gab's im Höllen-Rachen
Kein Ungethüm von einem Drachen!

Sie starb; ich nahm bei altem Leib,
Verzeih' mir's Gott! ein junges Weib;

Ich sah in meinem irren Wahn
Ihr freundliches Gesichtchen an;
O Herr! Da ging es erst an's Quälen!
Die Schwäger konnt' ich nicht mehr zählen.

In Eurem Wald trägt, meiner Treu!
Kein Hirsch so stattliches Geweih,
Als ich zu Spott und zum Verdruß
Seit vielen Jahren tragen muß;
Ein alter Mann und fremde Erben!
Dies kann das Haar wohl schneeweiß färben.

Es blickt der Graf in seinen Bart;
Dein Schicksal, sprach er, ist zwar hart,
Doch tröste Dich: Dir, Alter, gleich
Gibt es noch Manche hier im Reich,
Meint Ihr, die gleiche Streiche machen?
Es ritt der Graf davon mit Lachen.

Magenau.

Eitel Friedrich I. von Hohenzollern und Rudolf von Habsburg.

Von der Wahlstadt an dem Maine,
Aus dem deutschen Fürstenbunde,
Hin gen Basel an dem Rheine
Eilt ein Graf mit froher Kunde.

Sieh! da weilt mit seinem Heere
Rudolf, von der Habsburg stammend,
Er, der Graf voll Ritterehre
Mit dem Schwerte, scharf und flammend.

Mächtig in der Zeiten Stürme,
In den kaiserlosen Tagen,
War Bedrängten er zum Schirme,
Hat die Räuber er geschlagen.

Wieder zu dem deutschen Throne
Sollt' ein Kaiser sich erheben,
Daß er trage stolz die Krone,
Kräftige das deutsche Leben.

D'rum nach ihm sich Vielen wandten,
Der so kräftig trug die Waffen,
Aehnlich einem Gottgesandten,
Recht im Lande neu zu schaffen.

Und zum Kaiser auserwählet
Wurde Rudolf, ob auch grollten
Viele Fürsten, neidbeseelet,
Und die Frieden nimmer wollten.

Sieh'! Es war im Fürstenlager
Zollerns Friedrich, dem verbündet
Rudolf's Schwester, als den Schwager
Man als deutschen Herrn verkündet.

Und es eilt der Freund zur Stunde
Hin gen Basel, guter Dinge,
Daß dem Grafen nur die Kunde
Er vor allen Andern bringe.

Schon die Nacht herniedertauchte,
Und das Mondlicht war erglommen,
Als der Zoller, der Erlauchte,
In das Lager hingekommen.

Und er geht zum Feldherrnzelte,
Ist die Zeit auch ungelegen;
Ueberrascht nimmt der Erwählte
Auch die Botschaft hier entgegen.

Deiner Kunde sollst zum Lohne
Du das Botenbrot erhalten,
Werd' ich auf dem deutschen Throne
Als des Reiches Kaiser walten!

So sprach Rudolf, und auf's Beste
Ließ er auch sein Wort bestehen:
Nürnberg, ob der Stadt die Feste,
Gab dem Freunde er zum Lehen.

Und, auf diesen Grund erbauet,
Wuchs auch Zollerns Macht und Ehre;
Daß des Hauses Adler schauet
Nun vom Felsen bis zum Meere.

Louis Egler.

Rudolf verschmäht den Verrath.

Die Sonne sinkt,
Der Abend blinkt,
Es senkt sich dunkel hernieder.
Schon stehen die Heere gerüstet zum Kampf,
Dumpf dröhnen die Hörner und Rossegestampf,
Weit schallen der Reisigen Lieder.

Herr Rudolf schaut
In die Nacht; ihm graut

Vor den Szenen, die morgen beginnen;
Doch führt er die Fehde für heiliges Recht,
Er sichert die Ruhe für künft'ges Geschlecht,
Dies stärkt ihn im nächtlichen Sinnen.

Als ihn nun so
Der Schlummer floh,
Da meldet die Wache des Zeltes
Zwei Böhmen; sie wollen zum Kaiser schnell,
Sie müssen ihn sprechen auf der Stell',
Das Höchste und Wichtigste gält' es.

Man bringet sie.
Gesenkt auf's Knie
Sie so ihre Rede beginnen:
Wir dienen zwar Ottokar's feindlicher Macht,
Doch hat uns der Wunsch in Dein Lager gebracht,
Dem Herrscher der Deutschen zu dienen.

Auf uns vertraut
Der Böhm' und baut
Im Irrwahn auf unsere Treue;
Doch sind wir für billigen Lohn und Gewinnst
Bereit, Dir zu leisten wichtigen Dienst,
Und willst Du, so stürzet der Leue.

Herr Rudolf schweigt;
Sein Auge zeigt
Verachtung der niederen Tücke.
Er winket, da treten die Fürsten in's Zelt,
Er beginnet vor ihnen, im Kreise umstellt,
Mit königlich feurigem Blicke:

Bemächtigt Euch
Der Frevler gleich,

Und werft sie in Ketten und Bande!
Denn sie bieten Verrath und Königsmord.
In's Lager der Böhmen schnell sendet sie fort
Zum König, der sie so verkannte.

Wir kriegen zwar
Mit Ottokar,
Doch in offener Fehde und Wehre;
Für's heilige Recht kämpft Deutschlands Macht,
Wir ringen um Sieg in off'ner Schlacht,
So will es das Recht und die Ehre.

D'rum höret mich:
Euch sende ich,
So sprach er zum Truchseß von Steier:
Ihr schützet, so viel es Euch möglich ist,
Das Leben des Königs vor Hinterlist,
Es sei Euch, wie meines, so theuer!

Er ist ein Held,
Von Gott erwählt
Zum Herrscher und König der Seinen;
Wie schenkte uns Gott wohl Ruhm und Sieg,
Verletzten wir Ehre und Treue im Krieg!
Der Muth muß mit Ehre sich einen.

Da schweiget er;
Laut jauchzt das Heer,
Und Gott hat den Helden erhöret.
Er schenkte ihm Sieg in der blutigsten Schlacht;
Er hob ihn zur herrlichsten glänzenden Macht,
Und die Nachwelt sein Andenken ehret.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schönhuth, Ottmar Friedrich Heinrich,

Charakterzüge aus dem Leben des guten und frommen Königs Rudolf von Habsburg

Wien 1864

H.misc. 313 t-35/41
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739504-7